

Zur Kritik

der künstlichen Weltsprachen.

Von

Karl Brugmann
Professor der indogerm. Sprachwissenschaft an der Universität Leipzig

und

August Leskien
Professor der slavischen Sprachen an der Universität Leipzig.



Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1907.



Zur Kritik

der künstlichen Weltsprachen.

Von

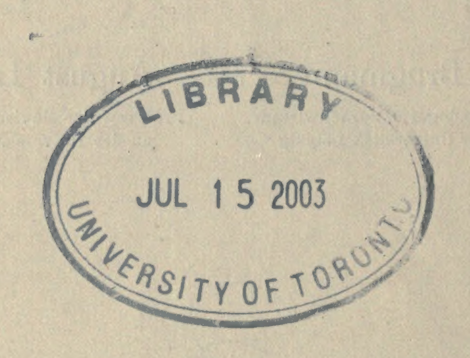
Karl Brugmann und August Leskien

Professor der indogerm. Sprachwissenschaft an der Universität Leipzig

Professor der slavischen Sprachen an der Universität Leipzig.



Straßburg.
Verlag von Karl J. Trübner.
1907.



M. DuMont Schauberg, Straßburg.

Vorbemerkung.

Die folgenden beiden Aufsätze beruhen auf einem Gutachten, zu dessen Abgabe die Verfasser vor einigen Wochen von der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, deren Mitglieder sie sind, aufgefordert wurden. Der Erstunterzeichnete übernahm die Beurteilung der gegenwärtigen Weltsprachbewegung im allgemeinen, während sich der Zweitunterzeichnete insbesondere über das Esperanto aussprach. Das letztere Schriftstück kommt hier fast unverändert zum Abdruck. Den allgemeineren Teil dagegen glaubte sein Verfasser für die Veröffentlichung wesentlich erweitern zu sollen, damit er auch einem der Wissenschaft ferner stehenden Publikum verständlich werde.

Leipzig, 20. April 1907.

K. Brugmann. A. Leskien.

I.

Die neusten Weltsprachprojekte.

Von

K. Brugmann.

> Menschen könnt ihr übervorteilen, aber nicht die menschliche Natur, wie Mutter Natur überhaupt in keinem Betracht sich überlisten läßt.

1.

Wenn zwei oder mehr Völker mit stärker verschiedenen Sprachen in lebhafteren Verkehr untereinander gekommen sind, tauchen in ihnen jedesmal Bestrebungen auf, der in der Sprachverschiedenheit bestehenden Verkehrserschwerung durch Ausbreitung einer einheitlichen Sprachform über das gesamte Verkehrsgebiet hin abzuhelfen. Dieses Ziel ist durch alle Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Tage nur so erreicht worden, daß es eine auf dem natürlichen Wege gewordene Sprache war, die als regelmäßiges Mittel gegenseitiger Verständigung benutzt wurde, und zwar war das naturgemäß immer eine Sprache, die bei einer der miteinander in Berührung gekommenen Nationen bereits im Gebrauch war.

Man mag da zwei Fälle unterscheiden. Einerseits kann es sein, daß sich die den Verkehr von Volk zu Volk vermittelnde Sprache nur über und neben die andere Sprache oder die andern Sprachen stellt, so daß sie deren bisherigen Gebrauchsbereich nur einengt und in dem Land, in das sie eingezogen ist, ein kleinerer oder größerer Teil der Bevölkerung nunmehr zweisprachig ist. So hat z. B. im Altertum seit Alexander dem Großen die griechische Sprache oder einige Jahrhunderte später die lateinische Schriftsprache oder in neuerer Zeit das Englische in manchen anderssprachigen Ländern Eingang gefunden und in dieser und jener Richtung, als Sprache der Staatsverwaltung, der Wissenschaft, der Kirche, des Handels usw., den Verkehr erleichtert. Der andere Fall ist, daß es zwischen den verschie-

denen Sprachen, die aufeinanderstoßen, zu einem Ringen auf Leben und Tod kommt. Endigt ein solcher Kampf zwischen zwei Sprachen wirklich mit völliger Vernichtung der einen von ihnen, so ist das Ziel der Bewegung, die Beseitigung der Verkehrshemmung, aufs beste erreicht. So hat z. B. im Altertum, lange bevor die Schriftsprache der Römer in fremde Lande getragen wurde, ihre gewöhnliche Alltagssprache — man nennt sie zum Unterschied von der Schriftsprache das Volks- oder Vulgärlatein — infolge der Ausbreitung der römischen Herrschaft zunächst in Italien, weiter dann auch noch in außeritalischen Ländern zahlreiche andere Sprachen aufgesogen, und in der Neuzeit hat unser Deutsch unter ähnlichen Bedingungen slavischen Mundarten zwischen Elbe und Oder gänzlichen Untergang bereitet. Für diese letztere Art der Aufhebung des Verkehrshindernisses ist die erstere natürlich immer die Vorstufe. Doch führt die Konkurrenz zweier Sprachen, wenn sie in einem Lande nebeneinander gesprochen werden, nicht jedesmal zum völligen Aussterben der einen. Hat z. B. eine eingewanderte Sprache bloß in den oberen Gesellschaftsschichten festen Fuß gefaßt und der Verkehr zwischen diesen und demjenigen Volk, bei dem diese Sprache ihre Heimat hat, lockert sich mit der Zeit, so kann sie sich aus dem Gebiet, in das sie eingedrungen ist, schließlich auch wieder ganz zurückziehen. Freilich tut sie dies nie, ohne mehr oder weniger Spuren bei der Sprache zu hinterlassen, mit der sie in der Fremde eine Zeitlang zusammen gehaust hat.

Sind es nur zwei Völker, die in regerem Verkehr miteinander stehen, so ist das Übel der Verschiedensprachigkeit verhältnismäßig nicht groß. Hier haben sich Erleichterung und völlige Abhilfe auch stets ohne bedeutendere Staatsaktionen eingefunden. Ist es aber eine größere Gemeinschaft von Nationen, so bedeutet jedes Glied mehr in der Gemeinschaft eine Steigerung des Übels. Es ist daher kein Wunder, daß, nachdem jetzt in den europäischen Kulturkreis immer neue Völker mit eigener Sprache eingetreten sind und dabei der Verkehr zwischen allen diesen Nationen so innig und rege geworden ist, wie nie zuvor ein Verkehr zwischen Kulturstaaten, das Bedürfnis nach Beseitigung der in Rede stehenden Schwierigkeit sich stärker als je geltend macht und mehr als je auf Abhilfe gesonnen wird.

Das natürlichste Heilmittel wäre, daß eine der beteiligten Sprachen allmählich immer weitere Kreise um sich zöge, sämt-

liche Konkurrentinnen nach und nach in die Ecke drängte und schließlich alle völlig zerträte. Daß aber die Geschichte diese Radikalkur vollzöge, darauf möchten diejenigen unserer Weltverbesserer, die sich diese heutige Sprachmisère zum Gegenstand ihres Sinnens erkoren haben, begreiflicherweise nicht gerne warten. Denn sie selber hätten kaum mehr etwas davon. Auch bliebe es ja recht unsicher, ob sich die Sprachengeschichte Europas gerade in dieser Richtung und zu diesem Ausgang hin vorwärts bewegte.

Daher hat man vorgeschlagen, die Nationen sollten sich dahin einigen, daß sofort eine der lebenden Sprachen ihres Kreises, so wie sie gegenwärtig ist, etwa das Französische oder das Englische, von allen Beteiligten zum Werkzeug gegenseitiger Verständigung angenommen werde, so daß alsdann diese Sprache als einzige Fremdsprache neben der Muttersprache zu erlernen wäre. Dieses Auskunftsmittel erscheint unter allen als das, das sich von dem natürlichen Gang der Sprachengeschichte am wenigsten entfernt. Leider ist dieser Weg aber nicht gangbar. Die Selbstschätzung und Eigenliebe der Völker lehnt sich dagegen auf, einem von ihnen einen so großen Vorzug und ein so großes Übergewicht einzuräumen. Durch Einführung der erkorenen Sprache in ihr Land müßten sich die andern Nationen sogar mit gänzlicher Entnationalisierung bedroht fühlen. Davon hat man also jetzt abgesehen.

Aber auch von einem zweiten Mittel, das man öfters anpreisen hört, verspricht man sich heute ziemlich allgemein und mit Recht nichts, nämlich dem, eine tote und darum neutrale, keine Eifersucht erweckende Sprache, etwa das Latein, wie es im Mittelalter und in der Renaissance die Einheit der europäischen Kultur dargestellt hat, zu gleichartigem Zweck zu neuem Leben zu erwecken.

Gibt es aber keine Sprache, die sich dazu eignet, als 'internationale Hilfssprache' eingeführt zu werden, so kann man drittens ja eine *machen* und hat dann, so glaubt man, freie Hand, allen Bedürfnissen zu genügen. Womit man sich freilich von dem durch Natur und Erfahrung vorgezeichneten Wege, das ewig sich erneuernde Übel der Verschiedensprachigkeit los zu werden, so weit enfernt als überhaupt denkbar ist. So kommen wir nunmehr zu den *künstlichen internationalen oder Weltsprachen*.

Solcher Weltsprachen liegen nun schon viele Dutzende zur Einführung bereit. Keine von ihnen ist ganz frei und unabhängig von den Sprachen, denen sie sich an die Seite stellen soll, geschaffen, vielmehr sind sie sämtlich, allerdings die eine mehr, die andere weniger, aus Elementen dieser Sprachen hergestellt und im Typus ihnen nachgeahmt. Im Lautlichen ist man ganz an den Bestand der Artikulationen der natürlichen Sprachen gebunden. Im Formalen und Syntaktischen ist man Nachahmer des von diesen gebotenen systematischen Gerippes. Die Wörterbücher aber der Kunstsprachen zeigen die größten Verschiedenheiten des Verfahrens, den buntesten Wechsel zwischen Selbstfabrikation und Herübernahme. Als Hauptvorzug einer Kunstsprache gilt Einfachheit und Regelmäßigkeit. Die von der Schulbank her bekannten 'Ausnahmen' von den 'Regeln', diesen Schrecken der sprachenlernenden Jugend, hält der Spracherfinder von seinem Fabrikat fern. Weil — so sagt man — die Regeln ausnahmslos sind, können sie auch nicht verletzt werden. Man spricht und schreibt ohne weiteres und unwillkürlich — so sagt man — richtig, sobald man sich nur die verhältnismäßig wenigen Regeln, die zu merken sind, recht gemerkt hat. So hat denn eine solche durch Beiseitelassen alles Überflüssigen in den Natursprachen gewonnene Sprache — so sagt man — auch den Vorzug, daß man sie fabelhaft rasch sich aneignet und beherrschen lernt. Um für letzteres einen Beleg zu geben: W. Ostwald erzählt[1], daß auf einem Geologenkongreß drei Herrn, ein Norweger, ein Rumäne und ein Belgier, die zwei bis drei Wochen auf das Erlernen der Weltsprache Esperanto verwendet hatten, sich ohne Anstoß über wissenschaftliche Angelegenheiten wie über alle Angelegenheiten ihres täglichen Lebens unterhielten.

So muß denn, das begreift sich leicht, eine künstliche Weltsprache vielen als das einzig Wahre erscheinen. Sie versprechen sich von ihr einen der allergrößten Fortschritte der Zivilisation, und sie arbeiten demgemäß auf ihr Ziel, Einführung der Sprache womöglich in sämtlichen Schulen sämtlicher beteiligten Nationen, mit allen Agitationsmitteln los.

Einen wirklichen praktischen Erfolg hat aber noch keines von allen diesen Fabrikaten aufzuweisen.

---

1) Die Weltsprache (Stuttgart, Frankh'sche Verlagshandlung) S. 7.

2.

Eine Hochflut in den Weltsprachbestrebungen erlebten wir vor etwa zwanzig Jahren, und heute haben wir wieder eine.

Damals kam das von dem katholischen Pfarrer Schleyer ersonnene Volapük hoch. In allen Kulturstaaten wurden von den Anhängern Volapükkurse eingerichtet, und über Volapük konnte man allerorten Vorträge hören, die den ungeheuren Wert der neuen Errungenschaft priesen; bei uns in Deutschland wirkte als Wanderprediger besonders der Professor der Geographie Alfred Kirchhoff. Zu hunderten erblühten Volapükvereine, und in zehn verschiedenen Ländern erschienen Volapükzeitungen. Nach Schleyers Weltsprachkalender für das Jahr 1890 betrug damals die Zahl der Kenner, Förderer und Freunde des Volapüks 2½ Millionen, die Zahl der Volapükvereine 290, die Zahl der Volapükjournale 23. Ein internationaler Kongreß von Volapükisten, der 1889 in Paris bei Gelegenheit der großen Weltausstellung drei Tage währte, darf wohl als der Höhepunkt dieser ganzen Bewegung bezeichnet werden. Unzählige Leute, auch ein sehr großer Teil der Gelehrten in allen Ländern — darunter nur keine oder so gut wie keine Sprachforscher von Beruf —, hielten das ersehnte Ziel für demnächst erreicht. Da brach die ganze Herrlichkeit mit einer Schnelligkeit zusammen, über die selbst die größten Pessimisten unter den Sprachforschern sich einigermaßen verwunderten.

Und der Grund? oder die Gründe?

Nicht viel zur Ernüchterung wird beigetragen haben, was sachverständige Sprachforscher an Wasser in den Wein gossen. Denn erstens waren es nur wenige, die sich öffentlich vernehmen ließen, und was diese brachten, kam nicht weit herum. So wies Ernst Beermann 'Studien zu Schleyers Weltsprache Volapük' (Programm des Gymnasiums zu Ratibor 1890) zahlreiche grobe Mängel in der Schleyerschen Sprache nach, und Gustav Meyer wandte sich in der Schlesischen Zeitung 1901, Nr. 400 und 406, unter dem Titel 'Weltsprache und Weltsprachen' (aufgenommen in seine 'Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde', Bd. 2, Straßburg 1893, S. 23—46) gegen die ganze Weltsprachidee. Zweitens aber konnte das größere Publikum ja nicht wissen, wen es denn in der ganzen Frage für sachverständig zu halten hatte. Denn die Volapükoberen wußten das allermeistens selbst nicht, oder sie wußten zwar,

daß die Fachmänner im allgemeinen schlecht auf ihre Herzenssache zu sprechen seien, waren aber eher geneigt einen Zoologie- oder Astronomieprofessor, der für sie war, für einen kompetenten Beurteiler zu halten als einen Linguisten, der gegen sie schrieb. Und ein paar Sprachgelehrte von Ruf waren ja auch auf ihrer Seite (hierüber unten mehr); das genügte.

Der Hauptgrund für den jähen Niedergang war jedenfalls, daß Volapükisten von sich selbst aus dahinter kamen, daß ihre Sprache verbesserungsbedürftig war, demgemäß denn ein verbessertes Volapük lehrten und darüber mit dem Oberhirten, der kein Jota an seinem Werk preisgeben wollte, in Streit gerieten. Es kam zu einer Trennung in zwei Lager. Eine 'internationale Weltsprache-Akademie', deren 17 Mitglieder 12 verschiedenen Ländern angehörten, suchte die Einheitlichkeit und Einigkeit zu retten. Ihr sollte sich Schleyer fügen, er behielt sich jedoch, gegen ihre Statuten, für alle weltsprachlichen Fragen ein Veto vor. Eine Einigung kam nicht zustande, und so verlief sich die Volapükbewegung bald im Sand.

Interessant ist nun nicht nur, daß heute die Esperantisten und andere Weltsprachler betonen, der Mißerfolg des Volapüks beweise nichts für das künftige Schicksal anderer, jetzt aufstrebender Kunstsprachen, er beweise bloß, daß Verbesserungsversuche an einer solchen Sprache, wenn sie einmal kodifiziert sei und im Volk gelehrt und gelernt werde, ihre ganze Existenz aufs äußerste gefährdeten — worin sie durchaus Recht haben. Sondern interessant ist auch folgendes. So lange die Werbetrommel für das Volapük durch die Lande hin gerührt wurde, verfehlte man nicht, bei jeder Gelegenheit auf die gewaltige Zahl derer hinzuweisen, die das Volapük im mündlichen und im schriftlichen Gebrauch mühelos beherrschten. Dabei bekannten ehrliche Volapükisten, daß der Durchschnittsmensch zur wirklichen Erlernung der Sprache kaum weniger Zeit brauche als zur Erlernung der meisten Kultursprachen. Nun konnte der rasche Zusammensturz jedem Denkenden klar dartun, daß der wirklichen Könner nur ein winziges Häuflein war, daß die ungeheure Mehrzahl von denen, die als Könner figurierten, in Wahrheit nur ein recht platonisches Verhältnis zur Sache hatten, auch nur, wie der übrige Schwarm, Mitläufer waren.

Heute also haben wir wiederum eine Hochflut auf unserm Gebiet. Da Schleyer kein Patent auf seine Weltsprache hatte,

wurden schon zu seinen Zeiten, aber auch nach dem Sturz des Volapüks, noch andere gleichartige Produkte angeboten, 'Esperanto' (1887), 'Kosmos' (1888), 'Spelin' (1888), 'Myrana' (1889), 'Lingua internazional' (1890) usw. usw. Von eigner Art unter den neusten Fabrikaten ist die 'Neutralsprache' ('Idiom Neutral') insofern, als sie nicht die Erfindung eines Einzelnen ist, sondern die Arbeit einer internationalen Gesellschaft, die sich Akademie nennt. Man nahm sich die natürlichen Sprachen zum Vorbild, welche ja auch nicht das Werk eines Individuums sind, sondern auf geistiger Wechselwirkung vieler Menschen beruhen. Da bleibt aber allerdings noch der kleine Unterschied, daß die natürliche Sprache sich weder im Anfang ihres Daseins, noch auch in späteren Stadien auf eingereichte Vorschläge und gefaßte Beschlüsse gründet!

Diese Kunstsprachen ringen nun um die Palme. Jede möchte für die geeignetste erklärt, staatlich privilegiert und in den Schulen der beteiligten Länder als Unterrichtsgegenstand eingeführt werden, um dann entweder nur für die Zwecke der Wissenschaft, der Industrie und des Handels oder auch noch für andere Zwecke neben der Landessprache sich nützlich zu machen. Am meisten wird, besonders in Frankreich, für Esperanto, das von dem Warschauer Arzt Zamenhof erdacht ist, Reklame gemacht, und dieses hat in dem Wettlauf augenblicklich entschieden die Führung. Ist es doch, wie verlautet, schon in das Programm vieler privaten und sogar öffentlichen Unterrichtsanstalten aufgenommen worden. Die Zahl der 'Anhänger' des Esperanto wird gegenwärtig auf 2, ja 3 Millionen geschätzt.

Die Mittel der Propaganda sind genau dieselben, wie die, deren sich seinerzeit die Volapükisten bedienten, wie überhaupt beide Bewegungen sich in ihrem ganzen Wesen wie ein Ei dem andern gleichen: Vereinsgründung, Vorträge, Kongresse, Zeitschriften usw. Bezüglich der Vereinsbildung hebe ich hervor, daß auch schon unsere Studenten und Gymnasiasten ihre Esperantoklubs und -kränzchen haben. Wie ehedem als Missionsprediger in Deutschland für das Volapük der Geograph Kirchhoff warb, so hat sich heute für die Einführung einer internationalen Hilfssprache der Chemieprofessor Wilhelm Ostwald eingesetzt, der jedoch seine Werbetätigkeit nicht bloß auf die Länder deutscher Zunge, sondern auch auf die Vereinigten

Staaten erstreckt[1]). Wiederum sucht man auch besonders die Gelehrtenkreise für sich mobil zu machen, einesteils um mit der Zahl und den Namen der Gewonnenen dem größeren Publikum zu imponieren, andernteils in der Meinung, daß nur mit der Unterstützung der Professoren auch die Regierungen gewonnen werden könnten.

Die Propaganda der Weltsprachler unter den Gelehrten hat aber jetzt auch ein Novum gezeitigt: man will das höchste wissenschaftliche Forum der Gegenwart darüber entscheiden lassen, welche von den im Wettbewerb stehenden Sprachen die geeignetste sei. Es war in der ganzen Bewegung ein großer Fortschritt im Sinne der Weltsprachler, daß im Jahre 1900, bei Gelegenheit der großen Pariser Ausstellung, die Einführung einer internationalen Hilfssprache von mehreren gelehrten Gesellschaften zum Gegenstand der Beratung gemacht wurde, von der Association française pour l'avancement des Sciences, dem Congrès de l'Histoire des Sciences, dem Internationalen Kongreß für Soziologie, der Société Philomatique de Paris. Diese ernannten zu genauerem Studium der Frage fünf Delegierte, die sich 'Délégation pour l'adoption d'une langue auxiliaire internationale' ('Kommission für die Einführung einer internationalen Hilfssprache') nannten und eine 'Déclaration' veröffentlichten. Dieses Schriftstück ist das offizielle Programm der Kommission. Es besagt, daß die Hilfssprache ebensowohl den Bedürfnissen des täglichen Lebens, wie den Zwecken des Handels und Verkehrs, wie endlich den Aufgaben der Wissenschaft zu dienen imstande und für alle Personen von elementarer Durchschnittsbildung,

---

1) Über das Ergebnis von Ostwalds Vortragstätigkeit in Amerika berichtet soeben Hugo Münsterberg ('Sprachhoffnungen in der Neuen Welt', Internationale Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik, Nr. 1, 6. April 1907), wie folgt: "Als vor Jahresfrist der erste deutsche Austauschprofessor aus Amerika heimkehrte, hinterließ er in der Neuen Welt nicht nur die Spuren wissenschaftlicher Tätigkeit. Wohl hatte Professor Ostwald an der Harvard-Universität manchen neuen Verehrer für seine chemischen Theorien gewonnen; noch viel weiter hinaus aber wirkte seine rastlose Missionsarbeit für die Sekte der Esperantisten. Von Stadt zu Stadt trug er mit begeisterndem Wort die neue Bewegung. Wie Veilchen auf der Frühlingswiese erblühten über Nacht ringsum die Esperanto-Vereine: der Tag der Weltsprache schien endlich nahe. Wer aber die Stimmung Amerikas kannte, der wußte von vornherein, daß diese Laune auch ohne viel Gegenrede schnell wieder verfliegen würde. In der Tat dauerte es nicht gar lange, und die Begeisterung war verstummt."

insbesondere für die Angehörigen der europäischen Kulturwelt, leicht erlernbar sein müsse. Die Entscheidung aber darüber, welche von den verschiedenen konkurrierenden Sprachen anzunehmen sei, soll der 'Internationalen Assoziation der Akademien', die alle drei Jahre eine Zusammenkunft veranstaltet, überlassen sein. Die Delegation will, wie sich Prof. Couturat, gegenwärtig ihr Hauptwortführer, in seinem Aufsatz 'Eine Weltsprache oder drei?' (Deutsche Revue 1907) ausdrückt, "der Assoziation der Akademien die Ehre erweisen, sie als Schiedsrichter anzunehmen; sie [die Anhänger der Weltsprachidee] sind bereit, sich deren Entschließung zu unterwerfen, falls diese sich innerhalb des Rahmens unserer 'Erklärung' hält. Sollte die Assoziation diesen ehrenvollen Ruf ablehnen, so würde die Delegation sich nicht scheuen, ihrerseits die Frage zu entscheiden."

Vorderhand scheinen nun die Aussichten dafür, daß die 'Assoziation' die ihr zugedachte Ehre wird zu schätzen wissen, recht günstig. Denn viele Mitglieder derjenigen Akademien und wissenschaftlichen Gesellschaften, die der 'Assoziation' angehören, haben sich bereits der Erklärung der Delegation angeschlossen.

3.

Angesichts der zuletzt erwähnten Tatsachen muß ich nun einen Gegenstand zur Sprache bringen, den ich schon oben S. 9 f. gestreift habe, der etwas delikater Natur ist, über den aber zur Aufklärung derer, die der Wissenschaft ferner stehen, denn doch einmal unverblümt gesprochen werden muß.

Daß sich die Weltspracherfinder und ihre Anhänger, die nicht der Gelehrtenzunft angehören, um die Gunst der Gelehrten bewerben, geschieht augenscheinlich nicht bloß aus taktischen Gründen, sondern auch deshalb, weil man der Überzeugung ist, daß die Männer der Wissenschaft zur Beurteilung des Weltsprachproblems im allgemeinen berufener sind als z. B. der Kaufmann oder der Offizier. In der Frage, wie weit ein Notstand vorliegt, hat natürlich jedermann mitzureden, aber nicht in der Frage, ob und wie sich abhelfen läßt. Aber auch innerhalb der Gelehrtenwelt muß, soweit die Möglichkeit und die Brauchbarkeit einer künstlichen Weltsprache und die Aussichten in Frage kommen, die für ihre Aufnahme in den Kreis der lebenden Sprachen sind, geschieden werden zwischen Fachmännern und Nichtfachmännern, Dilettanten.

Kein Zweifel kann nun sein, daß in unserm Fall nur der Sprachforscher von Beruf, der sogenannte Linguist, als Fachmann zu gelten hat, andere Gelehrte aber nur so weit, als sie sich mit den intimeren Fragen des Sprachlebens wirklich wissenschaftlich beschäftigt haben; zu diesen andern gehören z. B. viele Philologen. So gut also z. B. ich mich auf allen andern Gebieten als dem der Sprachwissenschaft und einem Teil des Gebietes der sogen. Philologie ohne weiteres als Dilettanten bekenne, z. B. in der Chemie, so gewiß sind auch fast alle die Hunderte von Gelehrten, die sich als Freunde, Gönner, Förderer in die Listen der Weltsprachler haben einschreiben lassen, und von denen viele auch aktiv mittun, aber auch ganze gelehrte Körperschaften, die man in den Anhängerverzeichnissen liest, in unserer Frage als Dilettanten zu bezeichnen. Mit diesen Listen aber wirkt man auf das größere Publikum ein, und dieses sieht natürlich durch die starke Beteiligung der Gelehrtenwelt überhaupt die Solidität der Sache ohne weiteres als erhärtet an.

Daß da so viele, die auf einer höheren Schule vorgebildet sind und mehrere fremde Sprachen gelernt haben, glauben über beliebige Sprachfragen mitreden zu können, ist kein Wunder. Wie in jeder Wissenschaft, wird eben auch im Gebiet der Sprachwissenschaft von jeher durch Dilettanten gesündigt. Schon Goethe äußerte einmal im Unmut: 'Ein Jeder, weil er spricht, glaubt auch über die Sprache sprechen zu können'.

Wie stellen sich nun die Fachmänner zur Sache? Schon zu Schleyers Zeiten wollten sie von ihr nichts wissen. Nur ganz wenige, voran der geniale Romanist und Linguist Hugo Schuchardt in Graz[1]), traten für ihre Berechtigung und Ausführbarkeit ein. Schuchardt meinte in seiner 1894 erschienenen Schrift S. 36, die meisten Sprachforscher hielten es unter ihrer Würde, sich über den Gedanken einer Allgemeinsprache irgendwie zu äußern. Dem ist wohl nicht ganz so. Richtiger ist, daß die meisten, die, wie der Verfasser dieser Zeilen, die Volapükbewegung von Beginn an aufmerksam verfolgt haben, sich sagten, es lohne sich nicht, gegen das Volapük mit dem Rüstzeug der

---

1) Vgl. 'Auf Anlaß des Volapüks', Berlin 1888, und 'Weltsprache und Weltsprachen, an Gustav Meyer', Straßburg 1894. In den letzten Jahren ist dazugekommen: 'Bericht über die auf Schaffung einer künstlichen internationalen Hilfssprache gerichtete Bewegung', im Almanach der Wiener Akademie der Wissenschaften, Wien 1904, S. 279—296.

Wissenschaft anzukämpfen, da die Flut sich ja doch bald verlaufen werde. Was ja auch eintraf. Gegen Schuchardt selbst aber, dessen Eintreten für die Weltsprachidee gewiß keinem seiner Fachgenossen ganz gleichgiltig war, hat sich damals wenigstens sein Freund Gustav Meyer in dem S. 9 erwähnten Aufsatz gewandt, und das nach meiner und Anderer Ansicht mit Glück.

Noch mehr als mit Schuchardts Namen brüsteten sich die Volapükisten mit dem des 'berühmten Sprachforschers' Max Müller, und wie die Weltsprachler jener ersten Blütezeit ihrer Idee beide Gelehrte stolz die Ihrigen nannten, so tut es auch die jetzige Weltsprachlergeneration. Ich bedaure nun lebhaft, hier, wo ich mich an Leute wende, die der Sprachwissenschaft ferner stehen, an der Tatsache nicht vorbeigehen zu dürfen, daß Max Müller, der als Sanskritphilologe, als Forscher auf dem Gebiete der Religionsgeschichte und als Sprachforscher tätig gewesen ist, in dieser letzten Eigenschaft sich zwar durch geschickte und geistreiche Popularisierung der Ergebnisse der Wissenschaft verdient gemacht hat, selbst aber die Forschung in diesem Wissenschaftszweig an keinem Punkte vorangebracht hat, jedenfalls im ganzen nicht mehr als Hunderte von Gelehrten neben ihm. Unter den Linguisten selbst ist Max Müller niemals eine Autorität gewesen, und die ernste Wissenschaft ging bald nach seinem Auftreten über ihn hinaus und ließ seine 'Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache' abseits liegen, ob das Buch auch Auflage auf Auflage erlebte und sich in weiteren Kreisen eines fast kanonischen Ansehens erfreute. Da Müller die Stille und Zurückgezogenheit der Studierstube nicht genügte und er sich gerne die Gunst des größeren Publikums sicherte, was Wunder, wenn er den Dilettanten auch in den Weltsprachfragen liebenswürdig entgegenkam? Daß er aus Überzeugung animierte, soll natürlich nicht bestritten werden. Etwas auffallend bleibt nur Folgendes. Erst stimmte Müller den Prinzipien, auf denen die Schleyersche Weltsprache beruht, vollkommen bei. Als dann Liptay in seiner Schrift 'Eine Gemeinsprache der Kulturvölker' (Leipzig 1891) eine Kritik der bisherigen Weltsprachprojekte gab und im Gegensatz zu Schleyer neue Grundsätze für den Aufbau des Wörterbuchs empfahl, schrieb ihm Müller: 'Ich glaube, daß eine Gemeinsprache wie die Ihrige für den Verkehr sehr nützlich sein wird — wird sie jedoch je den Platz einer wirklichen lebenden Sprache ein-

nehmen? Ich bezweifle es in Anbetracht der menschlichen Natur [seine Bedenken bezüglich der Lebensfähigkeit der Kunstsprachen hatte also auch dieser Gelehrte!], doch wenn es je möglich sein sollte, Millionen von Köpfen unter eine Haube zu bringen, so glaube ich, daß Ihr Vorschlag die beste Aussicht auf Erfolg hat'. Wozu Gustav Meyer (a. a. O.) bemerkt: 'Immerhin dürfte es gut sein, wenn jemand, der mit Bestimmtheit erwarten muß, daß seine Aussprüche gedruckt und zu Reklamezwecken benützt werden, sich selbst ein Verzeichnis derselben anlegte; er hätte dann, als er Herrn Liptay schrieb, nicht vergessen, daß er vor kurzem dem Volapük seinen Segen gespendet hatte'. Und nun lese ich noch in Borels Schrift über das Esperanto[1]), daß unser berühmter Linguist geschrieben habe: 'Ich muß der Sprache Esperanto sicherlich den ersten Platz unter ihren Konkurrenten zuteilen'. Ob Müller vielleicht auch noch andern Weltsprach-erfindungen die Palme gereicht hat, ist mir nicht bekannt. Lebte er noch, so empföhle es sich, ihm vor allen das Schiedsrichteramt anzutragen.

Außer Schuchardt finde ich unter denen, die der 'Erklärung' der Delegation beigetreten sind, die ausgezeichneten Sprachforscher Baudouin de Courtenay (Petersburg) und O. Jespersen (Kopenhagen) genannt. Ob diese beiden Herrn sich irgendwo ausführlicher über ihre Stellung zu dem Problem geäußert haben, weiß ich nicht. Jedenfalls sind sie nicht selber als Erfinder einer Kunstsprache aufgetreten. Auch Schuchardt hat nicht selbst Hand angelegt, kein System einer solchen Sprache aufgestellt; er hat nur ganz allgemein gehaltene, theoretische Erörterungen über die Frage veröffentlicht (worunter sich, wie bei ihm selbstverständlich ist, manche feinsinnige Gedanken über sprachgeschichtliche Vorgänge finden). Da muß ich nun über eines meine Verwunderung aussprechen. Warum schauen diese Sprachgelehrten sozusagen nur vom Zaun aus dem ganzen Getriebe zu, da ihnen doch klar sein muß, daß wegen zahlreicher offenkundiger Unvollkommenheiten keines von den heute zur Auswahl gestellten Produkten die Sanktion erringen kann, auch nicht das meistgepriesene Esperanto, und daß nur ein Sprachgelehrter von der Weite des Blicks, wie sie selber sie haben, etwas Brauchbares zu liefern imstande wäre? Wenn schon das gewaltige Experiment der offi-

1) Die Frage einer internationalen Hilfssprache und das Esperanto (8. Aufl., Berlin, ohne Jahr) S. 12.

ziellen Einführung in die Schulen aller Länder gemacht werden sollte, so müßte, wie Schuchardt selbst in seinem 'Bericht' S. 296 betont, wenn nicht etwas absolut Vollkommenes, so doch das Bestmögliche dargeboten werden. Das Bestmögliche kann aber doch schwerlich von Pfarrern, Ärzten usw. geschaffen werden. Warum lassen also die Herrn, Schuchardt nun schon seit zwei Jahrzehnten, Tausende und Abertausende von Menschen Zeit und Mühe vergeuden, ohne selber praktisch zu helfen?

4.

In letzterer Zeit hat, um Stellung gegen den neuen Andrang zu nehmen, meines Wissens nur erst éin Sachverständiger öffentlich das Wort ergriffen, der Philologe Hermann Diels, in dem Aufsatz 'Das Problem der Weltsprache' (Deutsche Revue, 1901) und besonders in der Universitätsrede 'Internationale Aufgaben der Universität' (Berlin 1906). Die Bedenken, die er gegen die künstlichen Weltsprachen äußert, namentlich auch diejenigen, die er speziell gegen das Esperanto vorbringt, sind wohlbegründet, wie man am besten aus dem Widerlegungsversuch des Pariser Philosophen Couturat (s. oben S. 13) erkennt. Aber Diels läßt wichtige Seiten der Frage unberührt, darunter das, woran nach meiner Überzeugung jede Kunstsprache, die mit den natürlichen Sprachen konkurrieren will, am sichersten scheitern wird.

So muß ich nunmehr auf den Gegenstand noch näher eingehen. Ich spreche aber nicht im Namen derjenigen Fachmänner, die sich wie ich ablehnend verhalten. Dazu fühle ich mich schon darum nicht berufen, weil ich nicht weiß, ob diese Sprachforscher für ihre Stellung zu der Sache nach allen Richtungen hin dieselben Gründe haben wie ich. Es sind mithin nur meine persönlichen Bedenken, die ich zur Diskussion zu stellen mir erlaube.

Bei der wissenschaftlichen Wertung unseres Problems, bei dessen Behandlung so vielfach nur der Wunsch der Vater des Gedankens gewesen ist, tut, das wird jeder zugeben müssen, vor allem Nüchternheit not. Diese vermißt man ganz und gar z. B. bei Nietzsche (Menschliches, Allzumenschliches), der den allgemeinen Gebrauch der künstlichen Hilfssprache mit Sicherheit voraussieht und dabei sagt: "Wozu hätte auch die Sprachwissenschaft ein Jahrhundert lang die Gesetze der Sprachen studiert und das Notwendige, Wertvolle, Gelungene an jeder einzelnen Sprache abgeschätzt?" Dies setzt ganz willkürlich die

Durchführbarkeit des Unternehmens als bewiesen voraus, und man darf etwa dagegen stellen: es muß bald ewiger Frieden in der Welt werden, wozu hätten auch die Staatswissenschaften solange die Gesetze des Staatslebens studiert? — oder: wir bekommen bald Brot aus Erde gebacken, wozu hätte auch die Chemie so lange die Stoffe der Körper studiert? Aber anderseits vermisse ich die nötige Nüchternheit allerdings auch darin, wenn gegen die Kunstsprachen ankämpfende Sprachforscher äußern, das Problem habe mit Sprachwissenschaft überhaupt nichts zu tun. Das ist evident unrichtig, darum, weil Kunstsprachen bereits nicht nur auf dem Papier existieren, sondern weil auf diesen Verständigungsinstrumenten seit langem auch bereits Musik gemacht wird. Daß die Musik nicht viel taugt, und daß diese Sprachen im Verhältnis zu den natürlichen Sprachen vermutlich nur Eintagsfliegen sind, verschlägt dabei natürlich nichts. Daß diese modernen Kunstsprachen die Sprachforschung angehen, darin stimme ich also Schuchardt und Couturat unumwunden bei. Letzterer sagt: "Die Existenz einer brauchbaren und in Gebrauch befindlichen internationalen Hilfssprache ist eine Tatsache, der gegenüber den Philologen die Pflicht zukommt, sie zu erklären, aber nicht das Recht, sie in Abrede zu stellen. Mögen sie versuchen, sie mit ihren Theorien in Einklang zu setzen, aber sie mögen wissen, daß nicht ihre Theorien über die Tatsachen entscheiden, sondern die Tatsachen über ihre Theorien." Hier wäre nur das Wort 'brauchbaren' zu streichen und zu 'in Gebrauch befindlich' zu bemerken, daß es sich bei unserm Projekt nicht bloß um die Gegenwart handelt, sondern vor allem um den künftigen Gebrauch. Daß Graf Zeppelin bei Friedrichshafen sein Luftschiff lenkt, beweist nicht, daß in Zukunft zwischen Lissabon und Petersburg Luftballonzüge fahrplanmäßig für das Publikum verkehren werden.

5.

Fragen wir nun zunächst: wem soll die internationale Hilfssprache helfen? Die 'Delegation' sagt: "Sie muß ebensowohl den Bedürfnissen des täglichen Lebens, wie den Zwecken des Handels und Verkehrs, wie endlich den Aufgaben der Wissenschaft zu dienen imstande sein".

Beginnen wir mit der Wissenschaft. Die Forschung kommt nicht weiter, wenn der Gelehrte nicht zur Hand hat, was auf seinem Gebiet von den Vorgängern geschrieben ist.

Nun haben wir es heute in Europa in jedem Wissenschaftszweig mit einer Literatur zu tun, in der alle die Sprachen vertreten sind, neben die die Hilfssprache gestellt werden soll. Diese Literatur werden wir — reden wir einmal recht stolz! — etwa in einem Menschenalter entbehren können. Dann erst würden wir also auf diesem Felde die Fremdsprachen los. Es wird somit von den Weltsprachlern unserer heutigen und der nächsten Gelehrtengeneration zugemutet, daß sie zu den andern Fremdsprachen noch eine neue Fremdsprache hinzulernen. Und das nennt man Vereinfachung, Ersparung von Energie! Und ist es nicht eine ungewöhnliche Naivität, zu glauben, daß die Männer der Wissenschaft fortan die Mühe und Last auf sich nehmen werden, in der Weltsprache zu schreiben, damit es unsere Enkel und Urenkel besser haben als wir, oder etwa zu glauben, man könne die ganze heute vorliegende wissenschaftliche Literatur in ein paar Jahren (vielleicht mit Hilfe der vielen arbeitslosen Frauen?) in die Kunstsprache übertragen lassen?

Werden wir Gelehrten mithin unsere fremdsprachliche wissenschaftliche Literatur und damit die Fremdsprachen selbst bis auf weiteres nicht los, so wüßte ich nicht, nach welcher Richtung uns die Hilfssprache — gesetzt auch, sie wäre im Durchschnitt so rasch zu erlernen und dann so sicher zu handhaben, wie man uns einreden will — unsere gegenwärtige Lage wesentlich zu verbessern vermöchte. Auf Perspektiven, die man eröffnet, wie daß wir uns auf internationalen Kongressen fortan besser verständigen könnten, lohnt es sich wahrhaftig nicht einzugehen.

Weiter Handel und Verkehr. Hier wäre eine Hilfssprache sicher noch am ehesten am Platz. Daß sie aber das Erlernen fremder Sprachen nicht überflüssig machte, ist ebenso sicher. Der strebsamere Kaufmann, der mit dem Ausland zu tun hat, würde immer leicht einen Vorsprung vor Konkurrenten gewinnen können, wenn er die fremden Landessprachen hinzuerlernte, und würde das ausnutzen. Denn es würde vermutlich in keinem der verschiedenen Länder die ganze Handelsliteratur (dies Wort im weitesten Sinne genommen) zugleich in der Landes- und der Hilfssprache ausgegeben werden, sondern ein großer Prozentsatz nur in der Landessprache. Das nur in der Landessprache Veröffentlichte wäre aber dem strebsamen Ausländer oft gerade das, was ihn am meisten interessieren müßte.

Und endlich die Bedürfnisse des täglichen Lebens. Wie das gemeint ist, mag man aus Folgendem ersehen. Ostwald (a. a. O.) sagt: "Wir brauchen für den allgemeinen Verkehr eine Sprache, die nicht nur der Gelehrte, sondern auch der Arbeiter in der Fabrik und der Dienstmann auf der Straße spricht; wir wollen in Belgrad einen Hemdkragen von der Ladnerin kaufen und in Norwegen den Landmann nach dem Wege fragen können, und es soll möglich sein, daß beide die allgemeine Sprache verstehen und sprechen." Oder Coutourat (a. a. O.) meint: "Es gibt eine Menge von Dingen, die ebenso interessant und wohl auch wichtiger für das Leben der Völker wie der einzelnen sind als die Literatur und sogar als die Wissenschaft. Beispielsweise bemüht man sich eben, das Esperanto beim Roten Kreuz einzuführen; leuchtet es nicht alsbald ein, daß es dort größere Dienste leisten kann als jemals eine lebende Sprache? Unter den tragischen und drängenden Umständen, unter denen diese Organisation arbeiten muß, verschwinden die literarischen Skrupeln zu nichts, und der hochmütigste Philologe wird sich glücklich schätzen, irgendeine 'Retortensprache' zu brauchen, wenn sie ihm sein Leben oder seine Glieder retten kann". Hier kann ich zunächst in thesi, d. h. die Durchführbarkeit des Projekts vorausgesetzt, nur aus vollem Herzen beistimmen. Doch müßte ich, auch wenn jemand die Ausführbarkeit nachweisen sollte, für die betrübsame Lage, in die Couturat den Philologen versetzt sein läßt, und auch für Ostwalds serbischen Kragenkauf noch auf eine andere internationale Hilfssprache aufmerksam machen, die man in solchen Lagen als Ausdrucksmittel gewiß mit etlichem Nutzen verwenden könnte, und die den Vorzug hat, daß sie jedem schon ohne besonderen Unterricht in den Muskeln und Knochen steckt, — die Gebärdensprache. Daß auch diese freilich ihre 'dialektischen' Verschiedenheiten aufweist und darum internationaler Ausgleichung bedürftig wäre, weiß ich wohl; vielleicht nehmen sich aber die Weltverkehrsverbesserer auch einmal der Vervollkommnung dieses Verkehrsmittels an.

Jeder Geschäftsmann wägt, wenn er ein Geschäft machen will, die Chancen ab, erwägt, was er gegen das Handelsobjekt hingeben muß. Und so darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß es nie und nimmer möglich wäre, in einer Kunstsprache sein Eigenstes und Bestes zu sagen, daß in der Kenntnis verschiedener Sprachen an und für sich ein Bildungswert steckt, und

daß uns die schöne Literatur eines Volkes nur dann voll zugänglich wird, wenn wir die Sprache des Autors selbst verstehen. Man weist gegenüber dieser Tatsache allerdings darauf hin, daß die meisten ja Literaturwerke anderer Völker nur durch Übersetzungen kennen lernen, und nun behauptet Couturat (a. a. O.): "Aus einer guten Esperantoübersetzung kann man sich ein treueres Bild von dem Stil des Originals machen als aus der besten Übersetzung in irgendeine andre lebende Sprache." Man erschrickt vielleicht, wenn man das liest. Aber es ist richtig. Es ist nämlich etwa ebenso wahr, wie daß ich durch die dem Original Wort für Wort folgende und auf die Gewohnheiten und den Geist der deutschen Sprache keinerlei Rücksicht nehmende 'Übersetzung', die ein deutscher Tertianer von einer Ovidstelle gibt, leichter den lateinischen Wortlaut hindurcherkenne als durch eine Wiedergabe, die den Gewohnheiten der deutschen Sprache gerecht wird. Von einer ästhetischen Befriedigung kann dabei natürlich nicht die Rede sein.

6.

Nicht ganz kann beiseite bleiben die Anpreisung, eine Sprache wie das Esperanto sei mit erstaunlich geringem Zeitaufwand erlernt.

Da ist zunächst zu verlangen, daß gewissenhaft geschieden werde zwischen dem Begreifen des Systems der Sprache sowie dem Wiedererkennen von Wortstämmen, die aus natürlichen Sprachen entnommen sind, einerseits und anderseits der mühelosen Beherrschung im mündlichen und schriftlichen Gebrauch. Diese Unterscheidung wird oft nicht gemacht.

Ich will nun gerne glauben, daß z. B. das Esperanto wirklich rascher erlernt ist als irgend eine andere moderne Sprache. Aber eines sollte man dabei doch nicht übergehen, was so oft verschwiegen wird. Nach dem sehr verständigen Grundsatz, daß man zum Aufbau des Wörterbuchs einer Kunstsprache in erster Linie solche Vokabeln benutzen soll, die in mehreren und in möglichst vielen lebenden Sprachen zugleich vorkommen (z. B. *animal*, *kapital*, *natur*), enthalten die gegenwärtig am meisten verbreiteten Hilfssprachen einen großen Prozentsatz von Wörtern, die denjenigen, die diese Sprachen sich aneignen wollen, bereits bekannt sind. Lernt nun heute z. B. ein gebildeter Deutscher, der einigermaßen Französisch kann, Esperanto, von dessen Wort-

schatz nach angestellter Berechnung ungefähr 66 Prozent aus dem Romanischen genommen ist, so hat er in dieser Beziehung von vornherein eine große Erleichterung; man vergleiche z. B. *Bonvolu aldoni la fakturon kaj akcepti miajn sincerajn salutojn*, d. i. 'Bitte legen Sie die Rechnung bei und empfangen Sie meine aufrichtigen Grüße'. Nun soll ja das Erlernen des Esperanto das Erlernen des Französischen und jeder weiteren Fremdsprache für den Deutschen überflüssig machen, und das Nichtkennen fremder Sprachen gilt für die neue Weltordnung als der normale Zustand. Bei diesem ist dann aber die Arbeitslast für den Weltsprachlernenden natürlich eine so viel größere. Man denkt also auch in diesem Punkt wieder nur an die Gegenwart der Zukunftssprache!

7.

Wie steht es nun mit der Installation der Hilfssprache, und da ihr Gebrauch eine dauernde Einrichtung werden soll, mit ihrem Zukunftsdasein?

Man glaubt gemeinhin, man brauche sich nur über eine bestimmte Kunstsprache allgemein zu einigen, erst die 'Sachverständigen', darauf die Regierungen, alsdann sei alles im rechten Geleise. So denkt namentlich der Naturforscher, der sich irgend eine Naturkraft untertan macht und eine darauf gegründete Erfindung der Menschheit zur Benutzung bereit stellt. So sagt z. B. Ostwald: "Ist erst dieser Punkt erreicht [nämlich daß die Regierungen die Hilfssprache in den Volksschulen lehren lassen], so folgt das übrige regelmäßig und naturnotwendig, und unsere Kinder oder Kindeskinder werden sich der internationalen Sprache mit derselben Selbstverständlichkeit bedienen, wie wir heute die Eisenbahn oder das Telephon benutzen".

Aber es ist, denk' ich, ein ganz gewaltiger Unterschied, ob man mit einem derartigen Novum wie Eisenbahn und Telephon in die Kulturentwicklung der Völker eingreift, oder mit einer Erfindung, die das intimste Geistesleben der Volksgemeinschaften berührt und notwendigerweise ein Spiel aller der Triebe und Strebungen werden muß, die im Zusammenleben der Menschen die Seelen beherrschen. Die eigentlichen Schwierigkeiten beginnen erst auf dem Punkt, wo der Weltsprachfreund für sein Projekt gewonnenes Spiel sieht.

Wie diesen Schwierigkeiten begegnet werden kann, ist nicht zu ersehen, und ich für meine Person und vermutlich die meisten meiner Fachgenossen haben sich bisher hauptsächlich darum von den Weltsprachprojekten fern gehalten, weil es doch nicht als zum Beruf eines Linguisten gehörig betrachtet werden kann, daß er mit Hand anlege, ein Schiff zu erbauen, von dem schlechterdings nicht zu sehen ist, wie es sich über Wasser zu halten vermöchte, ja nicht einmal, wie es recht vom Stapel gelassen werden kann. Sollen wir bloß darum beispringen, weil ein Geschrei durch die Welt geht, einem Notstand müsse abgeholfen werden, und weil der aus Vertretern der verschiedenen Nationen und Berufskreise zu bildende Arbeitsausschuß doch nun einmal 'der Mitwirkung geeigneter Philologen' nicht gut entbehren kann? Das wäre ein mißlich Ding. Denn, bewährt sich die Kunstsprache nach ihrer Einführung in alle Schulen nicht, und kommt es später zu einer europäischen, einer mehr als europäischen Blamierung, wem wird dann die Schuld gegeben werden? Doch wohl nicht dem Chemiker oder dem Astronomen! Nur über eines könnte sich vermutlich der Linguist dann freuen. Dem Publikum würde alsdann wohl klar, daß die Beurteilung des Sprachlebens doch keine so einfache Sache ist, wie heute so mancher meint.

Um dem Laien deutlich machen zu können, was ich meine, müßte ich auf die Grundfragen alles Sprachlebens näher eingehen. Das ist hier nicht möglich. Vielleicht läßt sich aber in Kürze wenigstens davon eine Vorstellung geben, in welcher Richtung meine Bedenken bezüglich der Zukunft einer Kunstsprache liegen.

Die Sprache ist, wie alles kulturelle Tun, ununterbrochen der Entwicklung, dem Wandel unterworfen. Dabei sind in jeder Sprachart, wie sie über ein irgendwiegroßes Terrain, eine irgendwiegroße Verkehrsgenossenschaft verbreitet ist, stets sowohl zentrifugale, differenzierende Kräfte wirksam als auch zentripetale, ausgleichende. Auf der einen Seite wird also, z. B. durch Lockerung des Verkehrs, Zunahme der 'dialektischen Variation' hervorgerufen, während anderseits durch einen sehr regen allgemeinen Verkehr oder auch durch andere Umstände Abweichungen vom allgemeinen Usus, dem Einzelne oder auch ganze Gruppen in der Sprachgenossenschaft verfallen sind, wieder aufgehoben werden können. Die Ergebnisse der Wirksamkeit dieser beiden einander entgegengesetzten Tendenzen machen bei jeder Sprachart, die wir als eine Einheit anzuschauen pflegen, einen Hauptteil ihrer Ge-

schichte aus. Findet nun neben der Nationalsprache des Landes in diesem eine andere Sprache Eingang und Verbreitung, etwa dadurch, daß man sie aus dem Mund der Fremden selbst, die in größerer Anzahl ins Land gekommen sind, erlernt, oder dadurch, daß sie in den Schulen gelehrt wird, so beginnt ein höchst verwickeltes Spiel von Veränderungen durch sogenannte 'Sprachmischung'. Denn es beeinflussen sich jetzt nicht nur die gleichsprachigen Individuen, wie vordem, sondern auch die hinzugekommene und die alteingesessene Sprache treten in Wechselwirkung. Hierbei ist nun für uns von Wichtigkeit, daß die Fremdsprache nie rein bleibt, namentlich nicht im Lautlichen, in Wort- und Satzfügung und im Phraseologischen. Man denke etwa daran, wie sich das Englische im Mund anderer Völker ändert, auch wo man sich alle Mühe gibt, ihm nichts von seinen Eigentümlichkeiten zu entziehen, oder daran, daß die römische Sprache, nachdem sie sich über eine Reihe von Mittelmeerländern ergossen hatte, bei den verschiedenen Nationen Änderungen durch die Sprache der Eingeborenen erfahren hat; z. B. beruht das spanische *h* für *f*, wie in *hijo* 'Sohn' = lat. *filius*, darauf, daß die Iberer in ihrem Lautbestand *f* nicht hatten und da, wo sie die Römer *f* sprechen hörten, das ihnen geläufige *h* substituierten.

Es leuchtet hiernach ein: um ihren Zweck auf die Dauer erfüllen zu können, dürfte die internationale Sprache bei und nach ihrer Einführung keinen stärkeren Einwirkungen verfallen von seiten der verschiedenen Sprachen, neben denen sie von einem jeweils kleineren oder größeren Bruchteil der Bevölkerung zu gebrauchen wäre. Über die buntscheckige Sprachenkarte Europas ausgegossen, müßte die Hilfssprache ihre eigene Farbe auf die Dauer wahren können; es dürften keine Verfließungen eintreten, die zu solchen Verschiedenheiten führten, daß das gegenseitige Verstehen sehr wesentlich beeinträchtigt und allmählich ganz aufgehoben würde. Wie das abzuwenden wäre, sehe ich nicht.

Im Vaterland, im Verkehr mit den eigenen Volksgenossen sich der internationalen Kunstsprache auf die Dauer zu bedienen, gäbe es für niemanden einen natürlich gebotenen Anlaß. Nur das Erlernen und Lehren der Kunstsprache wäre die Zeit, wo man im eignen Lande diese Sprache spräche, so wie jetzt unsere Esperantisten an ihren Clubabenden Esperanto reden, was gewiß keiner von ihnen sein ganzes Leben hindurch fortzusetzen gewillt ist oder, wenn er es sich auch vornähme, wirklich täte. Ja

man müßte geradezu davor warnen, im Vaterland mit den Volksgenossen sich viel in der Kunstsprache zu üben. Denn je mehr dies geschähe, um so mehr nähme diese ja die Farbe der Landessprache an.

Nun wird man sagen: "Um dem drohenden Übel, daß die Grundfarbe der Hilfssprache nicht genügend gewahrt bliebe, zu begegnen, für die in allen Landen notwendigerweise einreißenden Eigenbrödeleien das nötige Gegengewicht abzugeben, dazu dient ja der internationale Verkehr, der hier die zentripetale Kraft darstellt! Die ganze internationale Korrespondenz, die über alle Länder verteilten Druckschriften, die vielen Reisen im Fremdland usw.!" Nun, das ist alles recht schön und wirkt auch zentripetal. Und dennoch zweifle ich.

Wenn das Französische in Deutschland oder in England schlecht und falsch gesprochen oder geschrieben wird, so ist davon für das Französische selbst nichts zu befürchten. Denn die Franzosen stellen die Norm dar, nach der sich alle Nichtfranzosen zu richten haben und richten, und die auch Norm bleibt, wenn sie sich selbst im Lauf der Zeit noch so stark verschiebt. Die französische Sprache, und so jede lebende Sprache, hat eine Heimat. Wenn aber die internationale Kunstsprache, die nichts Bodenständiges ist, sondern eine dreiste freie Mache Einzelner, hier und da und dort Seitensprünge tut, und wenn die kulturelle Weiterentwicklung der Menschheit Um- und Neubildungen in dieser Sprache nötig macht, woher sollen dann Norm und Regel geholt werden? Wo ist die Autorität, und wer hält das Ganze in Zucht? Glaubt man denn im Ernst, man käme dann mit einer Zentralstelle, etwa einer 'Akademie' (aufs Akademiegründen verstehen sich ja die Weltsprachler), aus, die 'unter Mitwirkung geeigneter Philologen' zu arbeiten hätte, und an deren Spitze man dann einen, am besten zunächst den Erfinder der Sprache selbst, als eine Art Sprachpapst stellte? Besser freilich wäre wohl eine andere Auskunft. Man gründe der Hilfssprache ein eigenes Vaterland — es braucht nicht groß zu sein, am besten eine Insel im Ozean —, wo einzig und allein diese Sprache gesprochen werden darf. Bei der nötigen Beaufsichtigung durch die Kulturstaaten könnten dort zentrifugale Tendenzen wohl hinlänglich niedergehalten werden. Dort hätte man dann die Norm, und von dort aus wäre dann der Hilfssprache, wenn sie sich im internationalen Verkehr selber nicht mehr zu helfen wüßte,

ihre Einheitlichkeit zu wahren. Doch hiervon genug! Es ist noch anderes zu bedenken.

Die künstlichen internationalen Sprachen hat man öfters Homunculi genannt. Zwischen Gustav Meyer[1]) und Schuchardt hat sich darüber eine Debatte entsponnen: Schuchardt will den Vergleich nicht gelten lassen. Ich gebe nun meinerseits gerne zu, daß der Vergleich hinkt, und selbstverständlich ist ein Vergleich nie ein Beweis. Aber in éinem Punkte ist er jedenfalls völlig zutreffend, und darum kann ich es nicht tadeln, wenn man, z. B. jetzt wieder Diels (S. 32), das Bild weiter gebraucht. Alle natürlichen Sprachen, die wir kennen, — d. h. alles Sprechen der verschiedenen Völker, so weit wir dessen Geschichte rückwärts verfolgen können — beruhen auf unendlich vielen geistigen Wechselwirkungen, die von uralten Zeiten her zwischen den Individuen der betreffenden Volksgemeinschaft sowie zwischen diesen und Angehörigen anderer Volksgemeinschaften stattgefunden haben, und jede Sprache stellt einen Typus dar, der sich nicht wiederholt, nicht wiederholen kann. In allem Sprachlichen setzt immer nur die Gegenwart die Zwecke, die Mittel aber sind ein Vermächtnis der Vergangenheit, und die Tradition ist für jeden beliebigen Zeitpunkt einer Sprachentwicklung Existenz- und Weiterexistenzbedingung. Nun sind ja auch unsre Kunstsprachen nicht völlig frei ersonnen, sondern sie schöpfen aus der Tradition so und so vieler natürlicher Sprachen. Und umgekehrt geht in die natürliche Sprache auch manches ein und wird mit in die Zukunft weitergetragen, was individuelle Willkür eines Einzelnen oder einiger weniger Sprachgenossen auf den Markt geworfen hat. Aber eben weil da jedes nur einzeln für sich im Ganzen Aufnahme heischt, nie vieles und verschiedenartiges zu gleicher Zeit, und weil es vielen mehr oder weniger aus der Seele gesprochen ist und wenigstens die Gesamtorganisation der Sprache nicht berührt, wird es leicht assimiliert. Dort aber, bei der Kunstsprache, ist der Hauptsache nach die Tradition einfach überschlagen. Der Hauptsache nach bleibt die Kunstsprache eine individuelle Schöpfermache, bei der nichts die Probe, ob es sich zum Ganzen organisch

1) G. Meyer sagt: "Leben und Wachstum, zwei Begriffe, die man mit Recht auf die Sprache übertragen hat, sind für Volapük unmöglich, weil kein Blut in seinem Körper rollt, wie es nur die natürliche Zeugung gibt. Es ist ein lebensschwaches Geschöpf, dem der frühe Tod auf der Stirn geschrieben steht; es ist ein Homunculus".

fügt, bestanden hat. Sie möchte aber ebenso aufgenommen, in die Gesellschaft der bestehenden Sprachen hineingestellt sein, als wenn sie, wie diese, aus dem tiefsten Hintergrund der Volksgeschichte still und geheimnisvoll hervorgewachsen wäre.

> "Was man an der Natur Geheimnisvolles pries,
> Das wagen wir verständig zu probieren,
> Und was sie sonst organisieren ließ,
> Das lassen wir krystallisieren."

Da ist das Homunkulusbild doch wohl nicht so ganz unangebracht.

Nun ist es freilich für die Erlernung der Kunstsprache, wie sich diese in Grammatik und Wörterbuch präsentiert, einerlei, ob sie eine Vorgeschichte hat oder nicht. Denn man lernt ja auch z. B. Lateinisch aus Büchern und lernt lebende Sprachen wie Französisch oder Englisch, ohne sich bei der Aneignung dieser Sprachen von ihrer Vorgeschichte berührt zu fühlen. Die Frage ist also nur die, ob das, was man lernen soll, was alle beteiligten Nationen lernen sollen, die Homunkulussprache, von vorn herein eine so breite und feste Basis ist, daß es den Zwecken, zu denen es da ist, entspricht. Ist es also möglich, die Hilfssprache von vornherein nach allen Richtungen hin, im Lautlichen, im Formalen, im Syntaktischen, im Wortschatz, in der Phraseologie so unverrückbar fertig und fest zu stellen, daß jedes Volk sofort das rechte Verhältnis zu ihr zu gewinnen und sofort alles im Verkehr zwischen den verschiedenen Nationen recht Wurzel zu fassen vermag? Man denke z. B. an die gewaltigen Schwierigkeiten, die die Phraseologie bereitet, da man es ja nicht jedem Volk überlassen dürfte, seine zahlreichen verblaßten bildlichen Ausdrücke, die andere Völker nicht kennen, in die gemeinsame Sprache hineinzuwerfen. Ich muß das durchaus bezweifeln. Träte das Werk aber mit sehr zahlreichen Ungeschicklichkeiten, Unsicherheiten und Lücken ins Leben, so wäre damit schon von vorn herein der Differenzierung und damit dem Zerfall des Ganzen Tür und Tor geöffnet.

So sehe ich also weder, wie das Schiff später über Wasser gehalten werden kann, noch auch, wie es die erste wirkliche Berührung mit dem Wasser vertrüge. Denn daß sich jetzt schon Leute, die verschiedenen Nationen angehören, in dieser oder jener Kunstsprache verständigt haben, kann ich keinen Stapellauf nennen.

8.

Wenn in der Weltsprachsache überhaupt etwas zu erreichen ist, so wird es sicher nicht durch die erreicht werden, die sich nur anschließen, weil sie dem ewig Heutigen huldigen, dem nachlaufen, wovon gerade alle Welt spricht, sondern nur durch den geduldigen Ernst solcher Fachleute, die von der Notwendigkeit einer Allgemeinsprache fest überzeugt sind. Und mit diesen möchte ich zum Schluß noch einen Vergleich zu schließen versuchen. Denn vielleicht ist das Projekt trotz allem und allem nicht in Bausch und Bogen zurückzuweisen.

Ich habe mich in den bisherigen Betrachtungen insofern auf den Standpunkt der Weltsprachfreunde selbst gestellt, als ich angenommen habe, es gelte die Erfindung einer Hilfssprache, die in mündlichem wie in schriftlichem Gebrauch sowohl den Bedürfnissen des täglichen Lebens als auch den Zwecken des Handels und Verkehrs und den Aufgaben der Wissenschaft zu dienen imstande sei. Das besagt ja die 'Erklärung' der Delegation, der sich Laien wie Männer der Wissenschaft und sogar ein paar mit Recht hochangesehene Vertreter der Sprachwissenschaft angeschlossen haben. Aber nur gegen die Ausdehnung des Gebrauchs einer Hilfssprache in diesem weiten Umfang verhalte ich mich, nach meiner besten Überzeugung, absolut ablehnend. Will man sich dagegen darauf beschränken, erstlich daß die Hilfssprache nur dem schriftlichen internationalen Verkehr zugute kommen soll, und zweitens darauf, daß sie nur in gewissen engeren Sphären, etwa im Handel, wo man es mit einer ziemlich geschlossenen und leichter überschaubaren Terminologie und Phraseologie zu tun hat, und wo alle andern Ansprüche an die Sprache als der auf Verstehbarkeit fortfallen, ihre Stätte haben soll, so sage ich: fiat experimentum!

Dann brauchte die Sprache nicht gleich in allen Schulen eingeführt zu werden, sondern überhaupt nicht in Schulen oder höchstens in den betreffenden Fachschulen. Für die Staatsbehörden würde dann das ungeheure Risiko ganz wesentlich reduziert, und nur so auch werden sie, wenn überhaupt, für das Projekt zu haben sein.

In Deutschland ist durch die neueren Fortschritte der Sprachwissenschaft, insbesondere durch Bücher wie Hermann Pauls 'Prinzipien der Sprachgeschichte' und Wilhelm Wundts

'Völkerpsychologie, Erster Band: Die Sprache' das Verständnis für Wesen und Leben der Sprache erfreulich gewachsen. Mit ein Beleg hierfür ist mir die Tatsache, daß der neuerliche Andrang der Weltsprachler gerade in Deutschland unter den Gebildeten weniger bis jetzt erreicht hat als anderwärts, weit weniger jedenfalls als z. B. in Frankreich [1]). Kommt man nun mit einem Programm, das so maßlos weit geht wie das der Delegation, so verscherzt man sich überhaupt die Zustimmung derer, die für ein bescheideneres Ausmaß vermutlich zu haben gewesen wären. Und so sind, wie ich glauben möchte, auch außerhalb Deutschlands — Frankreich dabei durchaus nicht ausgeschlossen — recht viele, die der ganzen Sache nur darum den Rücken kehren, weil sie einen vielleicht guten Kern von allzu phantastischen Gebilden umhüllt sehen. Auch hier also dürfte gelten: weniger wäre mehr. Weniger wäre aber in unserer ganzen Sache auch insofern mehr, als es besser gewesen wäre, nicht alle Welt mit dem völlig unreifen Projekt in Aufregung und in Aktion zu versetzen. Denn hierin kann, meine ich, jeder nüchtern Denkende nur eine große 'Energievergeudung' erblicken, und durch diese Agitation werden die Instanzen, in deren Händen die wirkliche Entscheidung ruht, schließlich nur dahin gebracht, sich überhaupt zurückzuhalten.

1) Nicht so denkt freilich Ostwald. Er sagt ('Die Weltsprache' S. 14): "In Deutschland hat die [gegenwärtige] Bewegung für die internationale Sprache am wenigsten Fuß gefaßt. Es fällt mir einigermaßen schwer, den Grund hierfür ausfindig zu machen, zumal die Schaffung derartiger Sprachen von Deutschen mit besonderer Vorliebe betrieben worden ist; ich erinnere nur an das Volapük von Schleyer. Hängt dies mit dem komischen Schulstolze zusammen, den der Durchschnitts-Deutsche noch heute empfindet, wenn man ihm Komplimente über seine Beherrschung irgend einer fremden Sprache macht? In dieser Beziehung herrschen allerdings unter uns noch recht veraltete Anschauungen." Daß das Esperanto so viel Erfolg gerade in Frankreich gehabt hat, erklärt sich Couturat (a. a. O.) so: "Es rührt einfach daher, daß die Begeisterung für allgemein menschliche Angelegenheiten bei den Franzosen eine nationale Tradition ist; sie haben, wie Herr Bréal bemerkt, noch nicht die Gewohnheit verloren zunächst zu fragen, was der Menschheit nutzt, bevor sie an ihren eignen Nutzen denken." Ob das in Wirklichkeit der einzige Grund ist??



II.

Zur Kritik des Esperanto.

Von

A. Leskien.

Wenn man sich auf den Standpunkt stellt, die prinzipielle Frage als zugunsten einer Weltsprache entschieden anzunehmen, so erhebt sich die weitere Frage: wie sind die bisherigen Versuche, eine solche Weltsprache herzustellen, ausgefallen? Ist einer unter ihnen, der als gelungen oder annehmbar gelten kann? Es ist natürlich nicht möglich, die zahlreichen vorhandenen Unternehmungen dieser Art, die alle viele Anhänger hatten oder haben, hier durchzunehmen. Da aber nicht nur von den Anhängern des Esperanto, sondern auch von solchen, die nur im allgemeinen künstliche Weltsprachen befürworten, diese künstliche Sprache als der gelungenste aller bisherigen Versuche gepriesen wird, so wird eine Prüfung dieser auch einen Maßstab für den Wert der vermeintlich unvollkommneren geben können.

Von einer Weltsprache wird man zu allererst erwarten, daß sie leicht erlernbar sei. Leicht lernbar ist sie dann, wenn sie in Lauten, Formen und Satzbildung möglichst einfach ist, d. h. keine schwer sprechbaren Laute und Lautverbindungen aufweist, keine überflüssigen Deklinations- und Konjugationsformen besitzt und keine schwer zu empfindenden Finessen in Wortbedeutung und Satzbildung aufweist. Wie verhält sich in diesen Beziehungen das Esperanto?

I. Die Laute. Über diese brauchte man kein Wort zu verlieren, wenn es sich um eine Sprache handelte, die nur geschrieben würde, deren Wortbilder also nur mit dem Auge aufgefaßt werden sollten. Das ist aber nicht die Meinung; das Esperanto soll gesprochen werden. Es soll gesprochen werden — sehen wir von Asiaten und Afrikanern einmal ab — von Europäern sehr verschiedener Sprachen: Romanen, Germanen, Slaven, auch nicht etwa nur von höher Gebildeten, sondern von jedermann. Die Artikulationsbasis,

d. h. die Normalstellung (die Ruhelage) der Sprachorgane, von der die Bildung der einzelnen Laute, ihre Aussprache, abhängt, und das Artikulationsvermögen, d. h. die Fähigkeit, gewisse Laute hervorbringen zu können, die Unfähigkeit, gewisse andere zu erzeugen, sind bei diesen Völkern außerordentlich verschieden. Man dürfte nun erwarten, daß jemand, der für alle jene Völker ein gemeinsames Verständigungsmittel aufstellen will, sich die Frage vorlegt: welche Laute und Lautverbindungen sind ihnen allen gemeinsam oder annähernd bei ihnen gleich, also auch für alle leicht sprechbar. Darnach hätte er weiter zu fragen: welche Laute und Lautverbindungen sind nach allgemeinen lautphysiologischen Erwägungen und nach Analogie der vorhandenen, allen gemeinsamen Laute noch als leichter sprechbar anzusehen. Auf Grundlage dieser Festsetzung wäre dann das Wortmaterial, also ein für die betreffenden Völker im ganzen leicht sprechbares, festzustellen und zu formen.

Der Erfinder des Esperanto entspricht dieser Erwartung durchaus nicht. Er hat im Gegenteil seine Weltsprache ungewöhnlich schwer sprechbar gemacht. Dazu einige Beispiele:

Außerordentlich häufig braucht das Esperanto die Laute *tsch* (geschrieben *ĉ*) *dsch* (geschrieben *ĝ*; eigentlich *d* + französisch *j*), und das französische *jod* (geschrieben *ĵ*). Die beiden letzten kommen in der deutschen Sprache überhaupt nicht vor, das *tsch* nur im Innern von Worten, am Anfang nie. Trotzdem mutet nun der Dr. Zamenhof den Deutschen zu, sich dem anzubequemen; noch dazu ganz ohne Not, denn diese Laute hätten sich völlig vermeiden lassen und wären von jedem vermieden worden, der sich lebendige, sprechende Menschen vorstellt und nicht bloß eine Weltsprache in abstracto.

Ferner: es ist jedem, der französisch kann, bekannt, daß diese Sprache die Diphthonge (wie im Deutschen *ai au* usw.) vermeidet. Der Esperantoerfinder überlädt seine Sprache geradezu mit solchen: *au*, *eu*, *ai*, *ei*, *oi*, *ui* (geschrieben *aŭ*, *aj* usw.). Sie kommen auch nicht etwa nur in einzelnen Wörtern vor, sondern außerordentlich häufig, z. B. jeder Plural endet auf *-oj* oder *-aj*, *patroj* Väter, *bonaj viroj* gute Männer. Es werden damit den Franzosen eine Menge für sie schwer sprechbarer Silben aufgebürdet.

Weiter: es ist bekannt, daß kein Engländer die Konsonanten *kn* am Wortanfange spricht, sondern statt dessen einfaches

n : *knave* = *nāw*. Der Erfinder des Esperanto scheint das nicht zu wissen, sonst würde er doch wohl nicht höchst ungeschickter- und überflüssigerweise das deutsche Wort 'Knabe' als *knabo* in seine Sprache aufgenommen haben.

Derartige Ungeschicklichkeiten ließen sich noch viele aufzählen. Es sei aber nur noch auf zwei allgemeinere Dinge hingewiesen.

Erstens: jeder Sprachforscher, auch jeder aufmerksame Sprachlehrer weiß, daß zwei nebeneinander gesprochene Laute einander beeinflussen, daß in ganz besonderm Grade *i*-Laute verändernd auf vorangehende Konsonanten einwirken (es sei erinnert an die italienische Aussprache des latein. *k* [*c*] als *tsch*, z. B. *tschittá* = *kivitas*). Er weiß ferner, daß diese Wirkung besonders leicht eintritt, wenn die Lautfolge Konsonant + *i* + Vokal stattfindet, und daß die verschiedenen Völker solche Lautgruppen sehr verschieden behandeln. Die Aufgabe einer Weltsprache wäre es daher, solche Gruppen möglichst zu vermeiden. Das Esperanto aber wimmelt geradezu von Silben wie *kiu*, *kia*, *kie*, *tiu*, *tio*, *tschia*. Deutsche, Engländer, Italiener, Franzosen, Slaven werden all das verschieden aussprechen müssen nach der ihnen eigentümlichen Sprechweise. Das *i* solcher Silben verwandelt sich, mag auch der Esperantogrammatiker vorschreiben, man solle es deutlich aussprechen, ohne weiteres in *j*, und dann werden z. B. *kjo* und *tjo* im Munde der meisten Leute einfach zusammenfallen. Wer es als Deutscher, Engländer, Skandinavier fertig bringt, im Sprechen deutlich zu unterscheiden die Esperantowörter: *kiuj* welche, *tiuj* jene, *tschiuj* alle, der verdient alle Bewunderung.

Zweitens: der Esperantoerfinder schreibt vor, man solle jedes Wort auf der vorletzten Silbe betonen, hat aber dabei nicht bedacht, daß er auf diese Weise eine Menge unbetonter Endsilben schafft, die, wenn sie deutlich hörbar sein sollen, mit stark im Klang verschiedenen und darum leicht unterscheidbaren Vokalen versehen sein müssen. Er tut aber gerade das Gegenteil, z. B. es heißt: ich liebe *mi ámas*, ich werde lieben *mi ámos*, ich würde lieben *mi ámus*. Man lasse das einmal einen Deutschen oder Engländer auch nur mit der gewöhnlichen Sprechgeschwindigkeit aussprechen, und man wird sofort merken, daß die Endsilben *-as*, *-os*, *-us* mit einem dumpfen unterschiedslosen Vokal gesprochen werden, so daß die Bedeutungsunterschiede

der Formen verschwinden. Alle Vorschriften der Esperantolehrbücher oder Esperantolehrer werden dagegen nichts ausrichten.

Diese für einen Sprachforscher auf der Hand liegenden einfachen Dinge sind, wie es scheint, dem Herrn Zamenhof völlig unbekannt. Er hat nicht die einfachsten lautphysiologischen Beobachtungen gemacht. Es hat ihm das aber nicht geschadet, denn Naturforscher, die so viel Wert auf Beobachtung legen, preisen sein Werk in vollen Tönen.

II. Wörter und Wortformen. Die ungeheure Mehrzahl der Wörter des Esperanto ist aus den romanischen Sprachen genommen. Dagegen ist gar nichts einzuwenden. Aber der Esperantoerfinder hat es nicht lassen können, den Wortschatz dieser Sprachen zu verbessern. Untersucht man das dabei eingeschlagene Verfahren, so kommt man auf fast unglaubliche Dinge. Z. B. 'Vater' heißt *patro*. Es wird nun wohl jeder erwarten, daß 'Mutter' durch *matro* wiedergegeben wäre, denn das Wort lautet ähnlich so von Kalkutta bis Island. Aber durchaus nicht; Herr Zamenhof braucht die Endung *-ino* als Bezeichnung weiblicher Wesen gegenüber männlichen gleicher Art, z. B. *tschevalo* heißt bei ihm 'Pferd', *tschevalino* 'Stute', folglich hängt er an *patro* sein *-ino* an, und die Mutter heißt *patrino*, zu deutsch 'Vaterin'. Daß es eine Verdrehtheit ist, 'Mutter' in der Weise als Femininum zu 'Vater' hinzustellen, wie 'Stute' zu 'Hengst', scheint keinem Esperantisten aufzufallen. Das schöne Gebilde verdankt sein Dasein nur dem Grundsatz, der im Esperanto wie in andern Weltsprachen oft recht verständnislos gehandhabt wird, keine 'Ausnahmen' von 'Regeln' zuzulassen.

Ferner: mit der Vorsilbe *mal-* werden Gegensätze ausgedrückt, z. B. *bona* gut, *malbona* schlecht, *felitscha* glücklich, *malfelitscha* unglücklich. Nun erfindet aber Herr Zamenhof ganz eigentümliche Gegensätze, z. B. ist bei ihm 'Greis' der Gegensatz von 'Jüngling'. Da 'Jüngling' *junulo* heißt, muß der Greis *maljunulo* heißen, ebenso verdreht wie *patrino*.

Dazu eine allgemeine Bemerkung. Es ist eine sehr einfache Sache, Vor- und Nachsilben zu erfinden oder vorhandenen Sprachen zu entnehmen, durch die man Ableitungen mit bestimmten Bedeutungsfärbungen herstellen kann, wie z. B. im Deutschen durch *-lein* oder *-chen* Verkleinerung (*Männchen, Männlein*) oder durch *-ei* Ländernamen u. a. (*Türkei, Bäckerei*). Aber schwierig ist, den Umfang von Vorstellungen festzulegen,

der durch solche Ableitungen bezeichnet werden soll. Die Esperantisten sind darin der absoluten Willkür und den z. T. abstrusen Einfällen Zamenhofs preisgegeben: *-ejo* dient bei ihm in Ableitungen von Verben zur Bezeichnung des Orts, wo die Handlung vor sich geht, z. B. *kuiri* kochen, *kuirejo* 'Kochort' = Küche. Nun fällt ihm ein, daß das Kirchengebäude ein Ort ist, wo gebetet wird, flugs entsteht aus *preĝi* (beten) *preĝejo* 'Betort' = Kirche. Man übersetze darnach ins Esperanto: der Papst ist das Oberhaupt der katholischen Kirche, und man sieht sofort das Unsinnige solcher Bildungen. Die ἐκκλησία τοῦ θεοῦ ist eben noch etwas anderes als ein 'Betort'. Mit *-ego* wird Vergrößerung ausgedrückt, z. B. *mano* Hand, *manego* große Hand. Dr. Zamenhof stellt sich nun ein 'Tor' als große Tür vor, Tür heißt *pordo*, folglich Tor *pordego*. Vielleicht erinnert sich aber mancher Esperantist an große Türen und kleine Tore. Diese Vergrößerungsendungen (Amplifikativsuffixe) finden sich in manchen Sprachen überhaupt nicht und nötig sind sie sicher nicht; ins Esperanto wird eine aufgenommen ohne alle weitere Bemerkungen, und doch verbindet sich in den Sprachen, die sie haben, sehr gewöhnlich mit solchen Bildungen der Nebenbegriff des Ungeschlachten, Plumpen, Häßlichen, Verächtlichen. Ich finde keine Vorschrift, daß dieser im Esperanto ferngehalten werden soll, obwohl Zamenhof selbst dahinein verfällt, wenn er *mano* durch polnisch *ręka* (d. i. Hand), dagegen *manego* durch *łapa* (d. i. Tatze; Hand nur in verächtlichem Sinne) wiedergibt.

Bei jeder von ihm aufgestellten Bildungssilbe könnte man ähnliche Bemerkungen machen. Ich verzichte darauf und weise noch hin auf die Unüberlegtheit, mit der z. T. diese Endungen ausgewählt sind: *-ero* bezeichnet ein einzelnes aus einem Haufen gleicher Dinge, z. B. *sablo* Sand, *sablero* Sandkorn. Bei der behaupteten unfehlbaren Regelmäßigkeit des Esperanto dürfte das *-ero* nicht vorkommen, wo es jene Bedeutung nicht hat, aber unbedenklich werden französische Wörter auf *-er*, *-eur*, deutsche oder englische auf *-er* mit der Endung *-ero* ins Esperanto aufgenommen, z. B. *danĝero* (*danger*), *papero* (*papier*), *kajero* (*cahier*), *rivero* (*rivière*, oder aus engl. *river*), *inĝeniero* (*ingénieur*), *vetero* (Wetter) u. a. Genau wie in den natürlichen Sprachen, dasselbe bedeutet sehr verschiedenes.

Wenn der Esperantoerfinder das Deutsche zu Hilfe nimmt, wird er ganz merkwürdig. Er weiß, daß man im Deutschen zu-

weilen durch die Vorsilbe *ge-* Dinge zusammenfaßt, die an sich eng zusammenhängen, z. B. 'Geschwister', er übersetzt das also durch *gefratoj* ins Esperanto, hat aber offenbar gemeint, man könne eine beliebige Gruppe aus Männlichem und Weiblichem so zusammenfassen; denn nur so konnte er auf den Einfall kommen, 'Freund und Freundin' als ein *geamikoj* zu verbinden. Daß es keinem Menschen sonst einfallen würde, seinen Freund und seine Freundin, wenn sie nicht zufällig ein Ehepaar sind, so zusammenzufassen, ist wohl klar genug.

Wir kommen dann zu den Wortformen; darüber nur ein paar kurze Bemerkungen. Die Deklination macht der Esperantoerfinder zurecht nach den romanischen Sprachen, also mit Präpositionen, z. B. *de la patro* des Vaters, *al la patro* dem Vater. Das ist ganz gut. Aber er muß hier wieder verbessern. Bekanntermaßen haben die romanischen Sprachen beim Nomen keinen Akkusativ, das Englische auch nicht, d. h. diese Sprachen unterscheiden den Akkusativ formell nicht vom Nominativ. Auch das Deutsche tut das nur in einer Wortkategorie und auch da nur in der Einzahl, bei den männlichen Substantiven (der Mann — den Mann), in allen anderen Fällen läßt es Nominativ und Akkusativ ebenfalls zusammenfallen. In der Tat ist der Akkusativ völlig überflüssig; aber Herr Zamenhof führt ihn in seine Sprache ein. Beim Verbum ist es nicht anders: es gibt sechs Participia, darunter ein Participium futuri passivi, z. B. *farota* 'gemacht werden werdend'. Das heißt dann Vereinfachung. Es tritt hier ein Zug zutage, den man häufig bei ihm trifft und der auf den Sprachforscher geradezu komisch wirkt: man sieht auf Schritt und Tritt, wie der Herr mit seinen Vorstellungen gebunden ist an die gewöhnliche lateinische Schulgrammatik und über deren Leisten geschlagene Schulgrammatiken moderner Sprachen.

III. Syntaktische Verhältnisse und Bedeutungsunterschiede. Wenn etwas für eine Weltsprache notwendig ist, so ist es die Einfachheit der Satzverhältnisse und die möglichste Vermeidung unnötiger, d. h. für das gegenseitige Verständnis überflüssiger Finessen. Der Esperantoerfinder scheint es darauf anzulegen, recht überflüssige Unterscheidungen hineinzubringen. Ein Beispiel: im Englischen ist ein bestimmter Bedeutungsunterschied zwischen *I love* und *I am loving.* Der ist für die meisten Menschen aus andern Sprachen gar nicht so leicht faßbar; man muß schon recht gut englisch können, um diese Wendungen

richtig zu brauchen. Jedenfalls sind sie für eine Weltsprache total überflüssig. Nicht so für das Esperanto, da gibt es *I am loving — estas amanta*; *I was loving — estas aminta*; *I shall be loving — estas amonta.* Damit hört das lange noch nicht auf, aber es würde zu weit führen, darauf weiter einzugehen. Weil es in mehreren Sprachen einen Konjunktiv gibt, hat Herr Zamenhof für nötig erachtet, auch dem Esperanto einen zu verleihen. Wie wenig er nötig ist, zeigen die Lehrbücher des Esperanto selbst. So wird in dem mir gerade vorliegenden der Satz *mi deziras, ke li estu* (Konjunktiv) *feliĉa* übersetzt mit 'ich wünsche, daß er glücklich ist' (statt 'sei'). In einem Esperantolehrbuch zähle ich siebenzehn Partikeln (Bindewörter) zur Einleitung untergeordneter Sätze (Nebensätze). Ihre Unzweckmäßigkeit ist erstaunlich, aber sie ließe sich nur auseinandersetzen durch die Anführung vieler Einzelheiten mit Beispielen, was hier nicht tunlich ist. Ich kann hier nur betonen, daß die syntaktischen Ungeschicklichkeiten des Esperanto nicht geringer sind als die in andern sprachlichen Verhältnissen.

Ich fasse mein Urteil dahin zusammen: das Esperanto zeigt, daß sein Erfinder, ohne jede lautphysiologische Beobachtung und ohne Erfahrung aus der wirklichen Sprachenwelt, sich die prinzipiellen Vorfragen, die vor der Aufstellung einer Weltsprache zu erledigen wären, gar nicht aufgeworfen hat. Er hat, gebunden an die Vorstellungen, die er aus der Schulgrammatik mitgebracht hat, sein Elaborat auf dem Papier gemacht, ohne eine Ahnung, was in der Sprache — nach Maßgabe der vorhandenen, beobachtbaren menschlichen Sprachen — als schwer oder leicht, als nötig oder unnötig, als zweckmäßig oder unzweckmäßig betrachtet werden kann. Sein Werk ist daher ein gänzlich mißlungener Versuch, das Problem der Weltsprache zu lösen.

Zum Schluß möchte ich noch eins hinzufügen: ich habe mehrmals gesagt, das Esperanto sei schwierig. Seine Anhänger und die Verfasser der Lehrbücher behaupten das Gegenteil. Schwer und leicht sind ja relative Begriffe, und wer das Esperanto leicht nennt, kann dies nur aus seiner persönlichen Erfahrung tun. Da darf ich dann wohl auch von meiner Erfahrung sprechen. Ich habe in meinem Leben recht viele Sprachen gelernt, darunter auch slavische, die ja für sehr schwierig gelten, und beherrsche diese in hohem Grade, spreche sie auch. Daß ich die Fähigkeit, solche Sprachen zu erlernen, auch jetzt noch besitze, habe ich erst vor

einigen Jahren an einer für schwer geltenden Sprache erprobt. Nun habe ich den Versuch auch am Esperanto gemacht, und zu meiner eigenen Überraschung gefunden, daß diese künstliche Sprache mir schwer wurde, obwohl ich wahrscheinlich ebensoviel Latein, Französisch, Italienisch verstehe wie die meisten Esperantisten, also dieselbe Erleichterung bei der Aneignung des Wortschatzes habe. Von einer Beherrschung des Esperanto in einigen Monaten oder gar Wochen könnte bei mir keine Rede sein. Damit will ich nicht bezweifeln, daß Leute, die zum Sprachenlernen begabter sind, das wirklich fertig bringen. Um darüber aber sicher zu urteilen, müßte man erst von denen, die das Esperanto beherrschen, genaue Mitteilung haben, wieviel Zeit sie wirklich dazu gebraucht haben. Unter 'beherrschen' verstehe ich aber, daß sie das Esperanto ganz oder annähernd handhaben können wie ihre Muttersprache. Daß man mit Hilfe eines Esperantolehrbuchs in kurzer Zeit einen Brief in Esperanto verfassen oder für einen öffentlichen Vortrag ein paar Sätze zusammenstoppeln kann, beweist nichts, und allgemeine Redensarten von begeisterten Anhängern der Weltsprache über die Leichtigkeit des Esperanto sind ganz wertlos.

Grundriss
der
vergleichenden Grammatik
der
indogermanischen Sprachen.

Kurzgefasste Darstellung der Geschichte des Altindischen, Altiranischen (Avestischen und Altpersischen), Altarmenischen, Altgriechischen, Albanesischen, Lateinischen, Umbrisch-Samnitischen, Altirischen, Gotischen, Althochdeutschen, Litauischen und Altkirchenslavischen

von

Karl Brugmann und **Berthold Delbrück**
ord. Professor der indogerm. Sprachwissenschaft in Leipzig. — ord. Professor des Sanskrit und der vergl. Sprachkunde in Jena.

I. Bd.: EINLEITUNG UND LAUTLEHRE von **Karl Brugmann.** Zweite Bearbeitung. 1. Hälfte (§ 1—694). Gr. 8°. XL, 622 S. 1897. M. 16.—

— — 2. Hälfte (§ 695–1084 und Wortindex zum 1. Band). Gr. 8°. IX u. S. 623–1098. 1897. M. 12.—
Beide Hälften in einem Band in Halbfranz geb. M. 31.—

II. Bd.: LEHRE VON DEN WORTFORMEN UND IHREM GEBRAUCH. Von **Karl Brugmann.** Zweite Bearbeitung. I. Teil: Allgemeines. Zusammensetzung (Komposita). Nominalstämme. Gr. 8°. XIV, 685 S. 1906.
M. 17.50, in Halbfranz geb. M. 20.—

— — WORTBILDUNGSLEHRE. 2. Hälfte, 1. Lief.: Zahlwortbildung, Casusbildung der Nomina (Nominaldeklination), Pronomina. Gr. 8°. 384 S. 1891. M. 10.—

— — 2. Hälfte, 2. (Schluss-)Lief. Gr. 8°. XII, 592 S. 1892. M. 14. —

INDICES (Wort-, Sach- und Autorenindex) von **Karl Brugmann.** Gr. 8°. V, 236 S. 1893.
M. 6.—, in Halbfranz geb. M. 8.50

III. Bd.: SYNTAX von **B. Delbrück.** I. Teil. Gr. 8°. VIII, 774 S. 1893. M. 20.—, in Halbfranz geb. M. 23.—

IV. Bd.: — — 2. Teil. Gr. 8°. XVII, 560 S. 1897.
M. 15.—, in Halbfranz geb. M. 18.—

V. Bd.: — — 3. (Schluss-)Teil. Mit Indices (Sach-, Wort- u. Autoren-Index) zu den drei Teilen der Syntax von **C. Cappeller.** Gr. 8°. XX, 606 S. 1900. M. 15.—, in Halbfranz geb. M. 18.—

KURZE VERGLEICHENDE GRAMMATIK

DER

INDOGERMANISCHEN SPRACHEN.

Auf Grund des fünfbändigen „Grundrisses der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen von K. Brugmann und B. Delbrück“ verfaßt

VON

KARL BRUGMANN.

1. Lieferung: *Einleitung und Lautlehre.* Gr. 8⁰. VI, 280 S. 1902.
   Geheftet M. 7.—, in Leinwand geb. M. 8.—.
2. Lieferung: *Lehre von den Wortformen und ihrem Gebrauch.* Gr. 8⁰. VIII und S. 281—622 mit 4 Tabellen. 1903.
   Geheftet M. 7.—, in Leinwand geb. M. 8.—.
3. (Schluß-)Lieferung: *Lehre von den Satzgebilden und Sach- und Wörterverzeichnis.* Gr. 8⁰. XXII und S. 623—774. 1903.
   Geheftet M. 4.—, in Leinwand geb. M. 5.—.

Zusammen in einem Band M. 18.—, in Leinwand gebunden M. 19.50, in Halbfranz gebunden M. 21.—

„. . . . Über das Bedürfnis eines solchen Werkes dürfte kein Zweifel bestehen; es ist freudig zu begrüssen, daß der dazu am meisten Berufene, der Begründer des Grundrisses, diese Arbeit selbst übernahm, daß er selbst das größere Werk in ein Compendium umzuarbeiten sich entschloß. Natürlich mußte der Stoff innerlich wie äußerlich gekürzt werden. Das letztere geschah durch Beschränkung auf Altindisch, Griechisch, Lateinisch, Germanisch und Slavisch, das erstere durch Einschränkung des Belegmaterials und Weglassung von weniger wichtigen Dingen, wie z. B. des Abschnittes über den idg. Sprachbau im allgemeinen; die phonetischen Bemerkungen enthalten nur die zum Verständnis einer Lautlehre nötigen Angaben . . . . Man staunt, daß es dem Verf. trotz aller Kürzungen gelungen ist, innerhalb des gewählten Rahmens den Stoff des Grundrisses so vollständig wiederzugeben. Präcision und Sachlichkeit des Ausdruckes, sowie eine straffe Disposition haben dies ermöglicht; der Klarheit der Darstellung entspricht die übersichtliche Anordnung des Stoffes . . . .

So ist das neueste Buch, das B. der Wissenschaft geschenkt hat, ein wertvoller Berater für alle, die sich mit der idg. Sprachwissenschaft oder einem Zweige derselben beschäftigen . . .“

A. Thumb, Literaturblatt für german. und roman. Philologie 1903, Nr. 5.

Die Indogermanen.

Ihre Verbreitung, ihre Urheimat und ihre Kultur.

Von

Herman Hirt,

Professor an der Universität Leipzig.

Erster Band: Gr. 8°. X, 407 Seiten. Mit 47 Abbildungen im Text. 1905. Geheftet ℳ 9.—, gebunden ℳ 10.50.
Zweiter Band: Gr. 8°. V, S. 409—771. Mit 4 Karten und 9 Abbildungen im Text. 1906. Geheftet ℳ 9.—, gebunden ℳ 10.50.

„Die letzten Jahre haben uns eine ansehnliche Zahl von Werken gebracht, welche sich mit den Indogermanen und ihrer Heimat beschäftigen. Fast allen ist gemeinsam, daß sie sich bei der Erörterung dieser Frage nicht mehr bloß auf den sprachlichen Standpunkt stellen und von diesem aus die Lösung versuchen, sondern daß sie auch die Anthropologie und die prähistorische Archäologie zu Rate ziehen, um zu Ergebnissen zu gelangen....

In der gleichen Richtung bewegt sich auch das vorliegende zusammenfassende Werk des Leipziger Professors Hirt, und sein Gesamtergebnis stimmt überein mit dem, was wir bis jetzt als bewiesen betrachten, wenn ihm auch in vielen Einzelheiten das Verdienst gebührt, diese reinlicher herausgearbeitet und fester begründet zu haben. So weit das Werk vollendet ist [I. Band], sehen wir seinen Schwerpunkt in dem sprachlichen Teile, in welchem mit großer Klarheit und Beherrschung des Stoffes die verschiedenen indogermanischen Sprachen, ihre gegenseitige Verwandtschaft und Verbreitung behandelt werden. . . .

In der zweiten Abteilung des [I.] Bandes, welcher sich mit der Kultur der Indogermanen befaßt, erkennen wir wieder, wie der Verfasser auf der Höhe der Forschung steht, soweit die Verhältnisse mit Hilfe der Sprache sich erschließen lassen; hier schöpft er aus den Urquellen. . . .“

„Die Paginierung läuft in dem zweiten Teile fort von S. 409 bis 771, und von diesen 360 Seiten entfallen allein auf die Anmerkungen 220. In letzteren, die oft weit über das besondere Forschungsgebiet des Verfassers hinausgreifen, liegt ein großer Wissensschatz aufgestapelt, der zur Begründung des Haupttextes dient. . . .“

Die Gesellschaft und geistige Kultur der Indogermanen sind es, die in klarer Weise in diesem zweiten Bande behandelt werden, wobei auch Streiflichter auf die übrigen Völker Europas fallen. Es ist da ein gutes Gesamtbild geliefert worden. . . .“

(GLOBUS. Jahrg. 1906 Nr. 7 und Jahrg. 1907 Nr. 9.)

DER

INDOGERMANISCHE ABLAUT

vornehmlich in seinem Verhältnis zur Betonung

von

HERMAN HIRT

a. o. Professor an der Universität Leipzig.

8°. VIII, 224 S. 1900. M. 5.50.

Der indogermanische Akzent.

Ein Handbuch

von

Dr. Herman Hirt

a. o. Professor an der Universität Leipzig.

8°. XXIII, 356 S. 1895. M. 9.—.

„Keines jener Bücher, die man durch das Prädikat „abschliessend" zu charakterisieren pflegt... Kein Buch, das am Ende einer Entwicklungsreihe steht, das sich damit begnügen darf, die reiche Ernte früherer Forschung unter Dach zu bringen, alles reinlich zu sortieren, zu klassificieren und zu etikettieren. Vielmehr ein Buch, das am Anfang einer neu erschlossenen Bahn steht, nicht selten unfertig und lückenhaft, aber genug des Schönen bietend, mehr noch verheissend.... So wie das Buch ist, darf man von ihm sagen: es ist das rechte Buch zur rechten Zeit. So viel, so unendlich viel auch noch im Einzelnen zu erledigen bleibt, die Forschungen über die Grundfragen sind immerhin so weit gefördert, dass eine zusammenfassende und weiterführende Darstellung dringendes Bedürfnis war, wenn die Erörterungen über Accentfragen auf ein grösseres Publikum rechnen, wenn sie nicht aus Mangel an Verständnis und an Teilnahme wieder ins Stocken geraten sollen..." *Literar. Centralblatt 1895 Nr. 40.*

WALDBÄUME UND KULTURPFLANZEN
IM
GERMANISCHEN ALTERTUM

VON

JOHANNES HOOPS

O. PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT HEIDELBERG.

8°. XVI, 689 S. 1905. Mit 8 Abbildungen im Text und einer Tafel.

Geheftet M. 16.—, in Leinwand gebunden M. 17.50.

„Die T.'sche Verlagsbuchhandlung, der die germanische Forschung schon so viel bleibende Bereicherung verdankt, hat uns hier mit einem Werke beschenkt, welches allseitig lebhafte Beachtung finden wird. Das schön ausgestattete stattliche Werk eines so ausgezeichneten Kenners, wie es Herr J. Hoops ist, kommt einem in der letzten Zeit vielfach empfundenen Bedürfnis entgegen: zum ersten Male wieder wird uns seit V. Hehns unvergänglichem Werke hier eine zusammenfassende Darstellung der neueren Ergebnisse der sprachwissenschaftlichen, altertumskundlichen und naturwissenschaftlichen Forschung auf einem besonders anziehenden und allgemein interessierenden Gebiete dargeboten. Die Darstellung ist überall eine ansprechende und obwohl auf der Höhe der wissenschaftlichen Diskussion stehend, doch im edlen Sinne des Wortes gemeinverständlich. So verdient es das Buch, sich viele Freunde in den Kreisen der Fachgelehrten und aber auch aller Liebhaber des Faches zu gewinnen. Es bringt vieles und daher auch vielen etwas. Der Verfasser hat seine grossartig angelegte Spezialstudie von vornherein auf eine möglichst breite Basis gestellt und den Forschungen nach allen Seiten hin weite Perspektiven gegeben; er hat nicht bloß gelegentliche Blicke in die Nachbardisziplinen geworfen, sondern sich eindringend und gründlich darin umgetan . . . .“

Prof. Dr. J. Ranke-München im *Correspondenzblatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft 1905, Nr. 10.*

Urgeschichte Europas

GRUNDZÜGE
EINER PRÄHISTORISCHEN ARCHÄOLOGIE

VON

SOPHUS MÜLLER

DIREKTOR AM NATIONALMUSEUM IN KOPENHAGEN.

DEUTSCHE AUSGABE
UNTER MITWIRKUNG DES VERFASSERS
BESORGT VON OTTO LUITPOLD JIRICZEK
PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT MÜNSTER I. W.

8⁰. VIII, 204 S. 1905. MIT 3 TAFELN IN FARBENDRUCK UND 160 ABBILDUNGEN IM TEXT.
PREIS GEHEFTET M. 6.—, GEBUNDEN M. 7.—

„Ein ausgezeichnetes Buch, das sich jedem aus engeren Studienkreisen ins Weite schauenden Altertumsforscher als unentbehrlicher Führer erweisen wird, bei aller Kürze klar und übersichtlich geordnet, aus gründlichstem Wissen geschöpft, besonnen in der Besprechung der oft so schwierigen Probleme und trotz seines reichen bildlichen Schmuckes noch billig. Zu jedem Abschnitt wird die wichtigste Literatur verzeichnet. Die Darstellung beginnt mit den Kulturanfängen während der Eiszeit und führt durch alle Hauptperioden und Gruppen der Prähistorie bis an die Grenze der geschichtlichen Zeit, schließt also in Griechenland mit dem 8. Jahrh. v. Chr. Besonders nützlich findet Ref. die Übersichtstafel der prähistorischen Kulturgruppen in Europa bis zur Römerzeit.“
Literarisches Zentralblatt 1905, Nr. 36.

„. . . . Der Direktor des Nationalmuseums in Kopenhagen ist den Freunden der Altertumskunde längst kein Unbekannter mehr. Insbesondere ist seine zweibändige „Nordische Altertumskunde“ durch die deutsche Übertragung von Jiriczek (1897 f.) auch der deutschen Gelehrtenwelt ein wohlbekanntes Buch geworden. In seinem neuesten Buch, das derselbe Übersetzer deutsch bearbeitet hat, zieht Müller den Rahmen weiter, indem er die ganze europäische Welt einbezieht; aber er gibt die Darstellung nur in wenigen Grundzügen und hat so den gesamten Gegenstand auf dreizehn Druckbogen behandeln können; 160 Abbildungen im Text und drei Tafeln im Farbendruck geben willkommene Veranschaulichung.“ *Schwäbischer Merkur 1905, Nr. 313.*

Reallexikon
der
Indogermanischen Altertumskunde.

Grundzüge einer
Kultur- und Völkergeschichte Alteuropas.

Von

OTTO SCHRADER,
o. Professor an der Universität Jena.

Lex. 8°. XL, 1048 S. 1901.
Broschiert M. 27.—, in Halbfranz geb. M. 30.—.

„Ein Gelehrter, dessen Name mit der Entwicklung der indogermanischen Altertumskunde schon aufs Engste verknüpft ist, tritt uns hier mit einem neuen bedeutenden Werke entgegen, das sich sowohl durch seine innere Gediegenheit als auch durch seine glückliche Form zahlreiche Freunde verschaffen, ja einem weiten Kreise bald zu einem unentbehrlichen Hilfsbuch werden wird . . .

Schr's Ziel ist, die ältesten inneren und äusseren Zustände der indogermanischen Völker uns vor Augen zu führen und von da zurückschliessend auch die ihres Stammvolkes. Es geschieht dies an der Hand der geschichtlichen Nachrichten, der ausgegrabenen Altertümer und nicht zum geringsten Teil der Sprache . . .

Vor Allem wird die übersichtliche Darstellung des bisher Erreichten, die ein Weiterarbeiten sehr erleichtert, dem ganzen Bereich der indogermanischen Altertumskunde zu Statten kommen. Dank und Anerkennung für das schöne Buch gebühren dem Verf. vollauf . . .“

(R. Much in der Deutschen Literaturzeitung 1902 Nr. 34.)

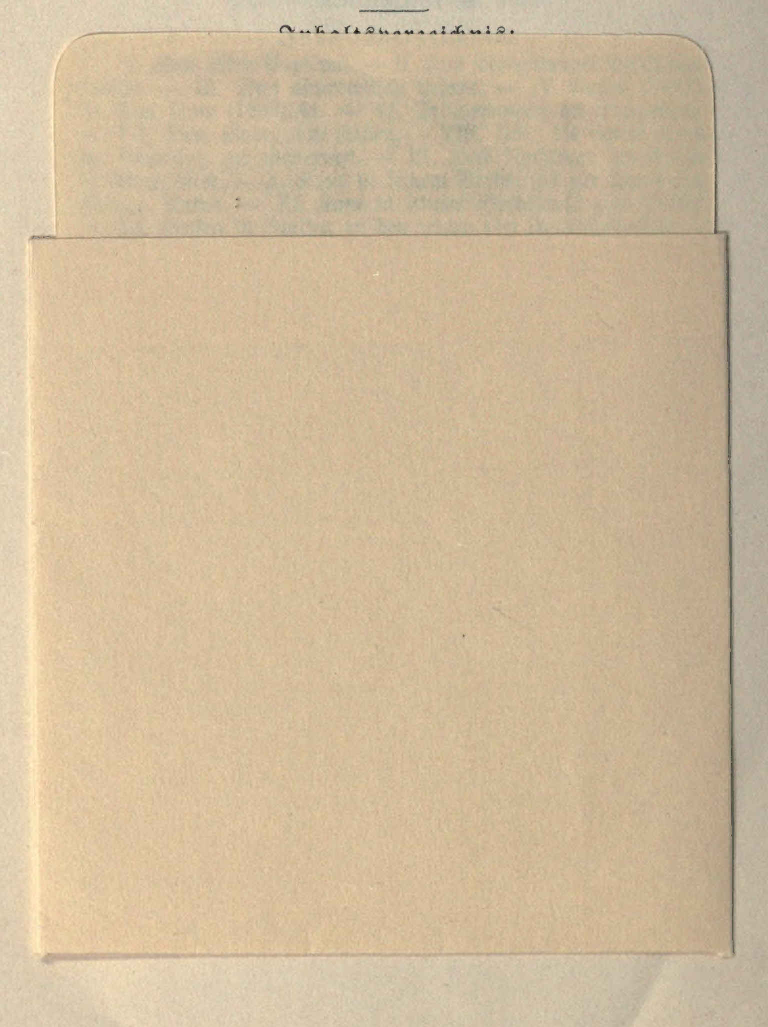
Erinnerungen, Reden und Studien

von

Ludwig Friedländer.

Zwei Bände.

8°. IX, 656 S. 1905. Geheftet *M* 9.—, in Leinwand gebunden *M* 10.50.



Schuchardt, Hugo, Auf Anlass des Volapüks 8⁰. 48 S. 1888. ℳ 1.—

— — **„Weltsprache und Weltsprachen.“** An Gustav Meyer. 8⁰. 54 S. 1894. ℳ 1.40

Meyer, Gustav, Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde.

I. Band. 8⁰. VIII, 412 S. 1885. ℳ 7.—, geb. ℳ 8.—

Inhalt: Zur Sprachgeschichte. I. Das indogermanische Urvolk. II. Die etruskische Sprachfrage. III. Ueber Sprache und Literatur der Albanesen. IV. Das heutige Griechisch. V. Constantin Sathas und die Slavenfrage in Griechenland.

Zur vergleichenden Märchenkunde. I. Folklore. II. Märchenforschung und Alterthumswissenschaft. III. Aegyptische Märchen. IV. Arabische Märchen. V. Amor und Psyche. VI. Die Quellen des Decamerone. VII. Südslavische Märchen. VIII. Der Rattenfänger von Hameln. IX. Der Pathe des Todes. X. Rip van Winkle.

Zur Kenntniß des Volksliedes. I. Indische Vierzeilen. II. Neugriechische Volkspoesie. III. Studien über das Schnaderhüpfel. 1. Zur Literatur der Schnaderhüpfel. 2. Vierzeile und mehrstrophiges Lied. 3. Ueber den Natureingang des Schnaderhüpfels. — Anmerkungen.

II. Band. 8⁰. VI, 380 S. 1893. ℳ 6.—, geb. ℳ 7.—

Inhalt: I. Franz Bopp. — II. Georg Curtius. — III. **Weltsprache und Weltsprachen.** — IV. Etruskisches aus Aegypten. — V. Die Aussprache des Griechischen. — VI. Von der schlesischen Mundart. — VII. Zur Charakteristik der indischen Literatur. 1. Allgemeine Grundlagen. 2. Der Veda. 3. Kâlidâsa. — VIII. Zigeunerphilologie. — IX. Volkslieder aus Piemont. — X. Neugriechische Hochzeitsbräuche. — XI. Zur Volkskunde der Alpenländer. — XII. Finnische Volksliteratur. — XIII. Das Räuberwesen auf der Balkanhalbinsel. — XIV. Eine Geschichte der byzantinischen Literatur. — XV. Athen im Mittelalter. — XVI. Das heutige Griechenland. — XVII. Griechische Reisemomente. 1. Von Korfu nach Athen. 2. Athen. 3. Im Lande der Pelopiden. — XVIII. Zante. — XIX. Apulische Reisetage. 1. Von Brindisi nach Lecce. 2. Lecce. 3. Kalimera. 4. Tarent. — XX. Bei den Albanesen Italiens. — XXI. Das Jubiläum der Universität in Bologna. — Anmerkungen.

Müller, F. Max, Ueber die Resultate der Sprachwissenschaft. Vorlesung, gehalten am 23. Mai 1872 an der kais. Universität zu Strassburg. 3. unveränderte Auflage. 8⁰. 32 S. 1872. ℳ —.80

Berneker, Dr. Erich, Die preussische Sprache. Texte. Grammatik, etymologisches Wörterbuch. 8⁰. X, 333 S. 1896. ℳ 8.—

— — **Slavische Chrestomathie.** Mit Glossaren. gr. 8⁰. IX, 484 S. 1902. ℳ 12.—, geb. ℳ 13.—

de Courtenay, J. Baudouin, Versuch einer Theorie phonetischer Alternationen. Ein Capitel aus der Psychophonetik. 8⁰. V, 124 S. 1895. ℳ 4.—